

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 11

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Max Bruns

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Anne Kathrin Pfeuffer



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 11

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 11

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© 2005 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 3-936235-12-0
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

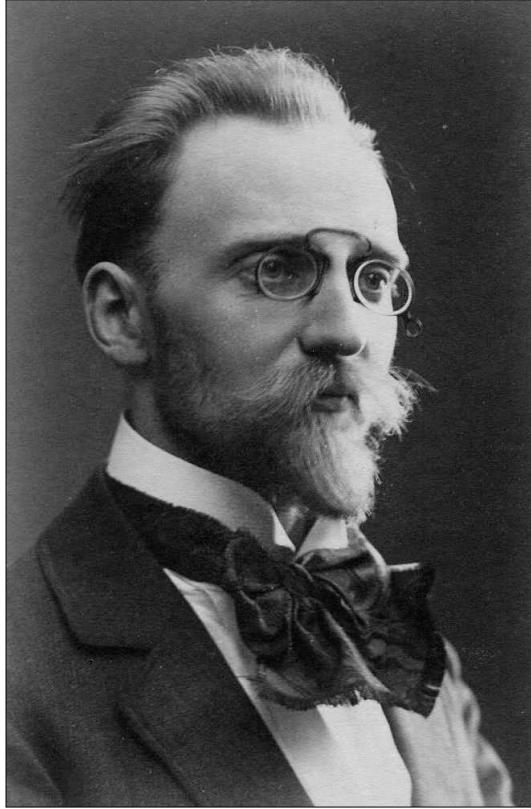
<i>Aus meinem Blute (1897)</i>	
Mänade. Eine Phantasie	11
Der Fremde	19
Erklärlich	19
Meiner Sphinx	20
<i>Fundstücke (1898)</i>	
Die beiden Meerschweinchen	21
Dichterpflcht	24
<i>Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit (1899)</i>	
Ein Dörflein	25
»Nun muß sich Alles wenden –!«	26
Kleinstadt-Idyll	26
Frühritt	27
Ein Trinklied	28
<i>Zwei-Einheit (1899)</i>	
Erfüllung I	30
<i>Fundstücke (1899-1901)</i>	
Max Bruns an Detlev von Liliencron	34
Komm mit!	36
Frühgang	36
Erschöpft	37
Nutzanwendung	37
Immer mehr! Ein Pascha-Lied	38
<i>Laterna Magica (1901)</i>	
Aus dem Vorwort	40
Die Künstler	42
Schwermut	42

<i>Charles Baudelaire: Novellen und kleine Dichtungen in Prosa (1904)</i>	
Vorbemerkung zur deutschen Werkausgabe	43
<i>Fundstücke (1903-1906)</i>	
Meine Lektüre	45
Hermann Hesse an Max Bruns	48
<i>Die Gedichte 1893-1908 (1909)</i>	
Junge Nächte	49
Vom Glück	49
Max Bruns an Margarete Sieckmann	50
Ein altes Schifferlied	53
Letzte Antwort	54
Übersetzungen nach Baudelaire	
Beziehungen	55
Die Riesin	56
Die Eulen	57
Übersetzung nach Mallarmé	
Den Manen Edgar Poes	58
<i>Feuer (1913)</i>	60
<i>Die Lieder des Abends (1919)</i>	
Sternenblick	66
Nachtgang auf der Milchstraße	67
Capriccio	67
Das Meer entschlummert	68
Vor dem Herbst	68
Gespenster	69
Der Denker	70
Nonnen	71
Der Erzieher	72
Rumpelstilzchen	74

Rapunzel	75
Ins Ziel	76
Ruhender Seehund	76
Mein Reich	77
Im Büchersaal	77
Nachtgesicht	78
<i>Fundstück (1919)</i>	
Etlichen jungen Damen	79
<i>Nachtsonette (1919)</i>	
Die Uhr	80
Die Laute	81
Das Bildwerk	82
Die Nacht	83
Letzte Einsamkeit	83
Das alte Buch	84
Menschenloos	84
<i>Die Arche (1919)</i>	86
<i>Charles Baudelaire: Die Blumen des Bösen (1922)</i>	
Aus dem Vorwort	88
<i>Garten der Ghaselen (1925)</i>	
Ständchen	89
Das Ungewisse	89
Novembernächte	90
Mir selbst	90
Abendrot	91
Blick in ein Heiligtum	91
Kreatur	92
Nachtlied für die Geliebte	93

Gastliches Lied	94
Stimme des Ewigen	94
Das Ghasel	95
Eine Stimme	95
<i>Selige Reise (1926)</i>	
Terzinen vom Dichter	96
Westfalen-Terzinen	98
Terzinen von der guten alten Zeit	100
Terzinen an meinen Tod	102
Terzinen vom großen Kometen	104
<i>Max Bruns. Sein Wesen und sein Werk (1926)</i>	
Magische Nacht	106
Nacht für Nacht	109
Jorina	110
<i>Fundstück (1926)</i>	
Gefallen im Weltkrieg	113
<i>Durchwallte Welten (1936)</i>	
Wunder der Wandlung	120
Der Dichter	121
Lied	121
Der Wasserspeier	122
Last der Einsamkeit	122
An die Heimat	123
Die Frauen und der Dichter	126
Drachenhöhle	127
Christophorus	128
Paul Eipper: <i>Tiere sehen dich an</i>	129
Blick der Tiere	132
Totenmaske	133
Letzte Frage	134

<i>Fundstücke (1936-1945)</i>	
Casanova-Terzinen	135
Weihespruch für einen Scheiterhaufen	135
Gesänge des Sehers	
Erneuerung	136
Humanität	136
Weg der Menschheit	136
[Erzieht nicht treues Volk...]	137
Hainrose weiss	138
Die Biene	139
Annette und Levin	140
Dichter-Beruf	141
Gott	142
Stilles Gebet	142
Nachwort	143
Werkübersicht	148
Textnachweise	149



Max Bruns (1876-1945)

Aus meinem Blute (1897)

Mänade
Eine Phantasie

Mittag, drückend schwüler Mittag – und noch nichts erjagt, nichts erbeutet! Das war ihm noch nie vorgekommen, denn er war ein guter Jäger und die Insel außerdem ziemlich wildreich.

Merkwürdig!

Es war überhaupt Alles so sonderbar heute. Diese Gegend hatte er ja noch nie erblickt – und er kannte sich doch sonst so ziemlich aus auf der Insel! Wo mochte doch nur die heimische Hütte liegen, in der sein junges Weib gewiß schon auf ihn warten würde, besorgt um den Unerschrockenen, nach dem Säumenden in Liebe verlangend?

Er spähte verwundert umher. Alles so fremd, so neu. Wohin jetzt? Am besten umkehren, da ließ sich der Weg vielleicht zurückfinden zu ihr – zu Leukanthe.

Da stolperte er. Eine seltsame Schlingpflanze mit großen weißen Blüten hatte sich um seinen Fuß geringelt. Er befreite sich behutsam daraus und murmelte lächelnd: »Dich darf ich nicht verletzen; doch laß mich frei, ich will von dir grüßen deine Schwester Leukanthe, die weiße Blume.«

Aber das war ja ein ganzer Garten von Schlingpflanzen, die ihn nicht loslassen wollten, auch nicht lassen zu ihrer Schwester Leukanthe, der weißen Blume. Er war müde, erschöpft; konnte kaum noch ausschreiten. Und dabei die drückende Schwüle, und die weißen Blumen, die einen solch heißen, wollüstig betäubenden Duft ausströmten...!

Jetzt stolperte er noch einmal und fiel zu Boden. Nein, es ging nicht weiter. Er wollte ruhig liegen bleiben, sich ein wenig erholen; aber dann, nach Mittag, dann wieder frisch auf, den Weg gesucht, zu ihr!

Sinnend nahm er eine der großen Blüten in die Hand und blickte in ihren Kelch, in dem sich unzählige feine, rötlich-gelbe Fäden versteckt hielten.

»Leukanthe!« raunten seine Lippen. Dann schlossen sich seine Augen, die Blume entfiel seinen Händen und glitt zu ihren Schwestern hinab. Ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen.

»Leukanthe! – Leu...«

Er war dem Einschlafen nahe – – –

Wie stark sie doch dufteten, die weißen Blüten, berauschend! Berauschend, wie junger Wein. Und wie unerträglich schwül es jetzt wurde! Sein Kopf brannte ihm; brannte, wie von jungem Wein. Er machte eine unwillkürliche Bewegung, so daß der weiche, wollige Chiton ihm entglitt...

Dieser starke Weinduft!

Er taumelte am Boden hin und her; konnte nicht schlafen, konnte nicht wachen. –

Da...!

Ah, wie süß das klang! Was war das nur? Wie fernes Flötengetön klang es.

Still, ganz still...!

Ja freilich, es waren Flöten; Flöten und Schalmeien... Es kam näher, immer näher und näher... Er hielt den Athem an... Nun hörte er auch schon ganz deutlich eine Melodie heraus, eine wilde, verworrene.

Er war jetzt ganz wach. Was war denn das?

Ein Lärmen, ein ausgelassenes Toben und Lärmen vernahm er.

Und dabei der Weinduft! Der wuchs und schwoll immer stärker, immer voller durch die Luft, hinauf bis zum tiefblauen Himmel von Hellas.

Und da – in der Ferne noch – kam's da nicht her in wogender Schaar, musizierend, lachend, lärmend? Ja freilich kam's daher; er sah es ja deutlich, ganz deutlich.

Das Herz stand ihm fast still. Er konnte sich nicht regen. Und dabei zog es heran immer lärmender, kreischend, tobend vor trunkener Ausgelassenheit –: Fabelhafte Gestalten mit Bocksfüßen und widrigen Bocksgesichtern, Satyrn, Faunen, von denen er schon viel gehört, bisher aber noch nichts gesehen hatte. Schamlose Lüsternheit grinste aus den geröteten Augen. Und wie sie die Flöten quer über die häßlich breiten Mäuler rissen! Und diese Töne hatten ihn aus der Ferne bezaubern können?!

Ein unschöner Anblick!

Aber er konnte doch die Augen nicht abwenden; er war wie gebannt.

Und dann kam ein prächtiges Panthergespann – vom Hörensagen kannte er's auch schon – das zog einen leichten, zweirädrigen Wagen, bekränzt mit Weinranken, von großen, seltsamen Schmetterlingen umtaumelt; darinnen aber – Evoë! – stand er selber, Dionysos, der Sorgenbrecher, der Freudenbringer, in der Linken die purpurnen Zügel, in der Rechten eine große Traube, aus der von Zeit zu Zeit dicke Safttropfen hervorquollen. Und wo sie niederfielen, da rankten sogleich fruchtschwere Weinreben aus dem Boden empor; fabelhafte Vögel kamen und pickten daran, und dann sangen sie seltsame Weisen; nie hatte er dergleichen vernommen – tirilierend, jubilierend; und sie flatterten hin und her, wie berauscht, wie toll.

Lebende Tollheit das Alles! Toll wie ein Traum, in heißer Mittagsglut dem Hirn eines verirrtten jungen Griechen entsprungen, im schwülen Hochsommer, unter Weinranken und duftenden Blumen. Aber nein, nein, nein! Er träumte ja nicht, er wachte, er sah ja Alles mit leiblichen Augen.

Ach, und nun –! Weiber, üppig schöne Weiber kamen herangetänzelt, -getaumelt, reblaubumkränzte, thyrsos-schwingende Weiber!

Er reckte den Kopf hoch über das ihn umgebende Blät-tergewirr hinweg und starrte auf die trunkene Schaar, starrte, selbst trunken vor Schreck und Freude, auf sie, und konnte sich nicht satt sehen.

Hier, die kleine zierliche Gestalt, fast noch ein Kind, wie eine Knospe, die dem bräutlichen Lenz entgegenharrt, vor seinem Kusse sich zu erschließen – wie sich da Alles runden wollte, wie es lieblich wuchs und schwoll!

Aber dort wieder – jenes hohe, schlanke Weib mit lan-gen wallenden Haaren, verzehrende Glut in den heiß flammenden dunklen Augen, verzehrende Glut in den wilden Bewegungen ihres weißen Leibes!

Nein, nein – aber nun erst gar dort! O göttlich –! Eine Here! Die marmorschöne Stirn, die schlanke, edle Nase, die schwarzen Augen, die wie Demanten unter dem Schleier der langen, seidigen Wimpern funkelten – es entzückte ihn bis zur Raserei. Aber mehr noch der Mund, der fast zu kleine Mund mit den etwas vollen, sinnlich geschweiften Lippen, zwischen denen die per-lergleichen Zähne schimmerten – und der blendend weiße Leib, der hier und da aus dem durchlöcher-ten, achtlos umgeschlungenen Felle hervorlugte – und... und... ach, Alles, Alles!

Jetzt nahte sich ihr ein Satyr mit lüsternen Blicken, eine ungeschlachte Gestalt, klotzig, ganz berauscht und tau-melnd. Er lallte etwas, was Der in dem blumigen Ver-stecke nicht verstehen konnte, und dann streckte er die hageren Arme nach ihr aus... O, würgen hätte er ihn mögen, den widrigen Gesellen!... Da – ein kräftiger Hieb mit dem Thyrsos, daß das Weinlaub umherflog, begleitet von einem lauten Ausrufe des Abscheus. Ein silberhelles Lachen erscholl. Aber nun – der Satyr war ihr hinter

rücks wieder genaht, mit einem Ruck hatte er ihr das Fell entrissen...

»Aach –!«

Die Augen des jungen Griechen vergrößerten sich, als wollte er sie mit Einem Blicke umfassen, die ganze, üppig schöne Gestalt: Diese schwellenden Brüste, den edel geformten Leib, die vollen Hüften, die sich nach den Klängen der Tanzmelodie in trunkenem Rythmus regten!

Wie ein Stöhnen kam's aus seiner Brust; und dann reckte er, seiner selbst vergessend, den Oberkörper weit aus seinem Verstecke hervor.

Da erspähte sie ihn. Aber nur sekundenlang schauten ihre schwarzen Augen erschreckt; dann traf ihn ein heißer, verzehrender Blick. Sie blieb stehen. Einige ihrer Genossinnen hatten sich des Satyrn bemächtigt und trieben ihn, der zwischen Lust und Qual taumelte, mit übermütigen Thyrsoshieben vor sich her. – – –

Der Zug war vorüber. –

Da eilte die Mänade auf den jungen Griechen zu, der, vor Erregung zitternd, unverwandt sie anstarrte.

»Ah, ein Menschenkind!« lachte sie mit ihrem silbernen Lachen. »Du hast uns hier belauscht? Ei, du Schelm, zu Nichtsnutz!« Und dabei lachte sie beständig.

»Ja, ja«, erwiderte er, »ich wohne auf dieser Insel – war auf der Jagd – habe mich da verirrt.«

»Ach sieh, verirrt! Du, das ist ja entzückend, du... du wonniger Kerl! Sag mir, wie heißt du denn?«

»Ich...? Migneus«, stammelte er. »Aber was willst du nur von mir? Bist du denn nicht eine Män...?«

»Ja freilich, eine Mänade bin ich. Siehst denn nicht den Thyrsos, die Reben? Und was ich will? Ich will dir sagen, daß –, daß ich dich liebe, wie nur eine Mänade liebt, so heiß, so glühend, so wild – ah, du liebes, liebes Menschenbild!«

Sie hatte sich zu ihm gebeugt und beide Arme ihm um die Schultern geschlungen. Die breite, kräftige Brust erbebte ihm.

»Wie heißt denn du?« fragte er verwirrt.

»Darthaneia heiß' ich, Darthane. Aber du hast mich belauscht, du Kecker – mich zu lieben sei deine Strafe!«

Sie lachte wieder. Und plötzlich zog sie ihn mit leidenschaftlicher Kraft an sich und drängte ihr Haupt hart an das seine, daß ihr warmer Athem seine fieberheißen Wangen traf, berauschend; berausrender noch, wie des Weines und der Blumen Duft. Dabei senkten sich die Blicke ihrer schwarzen Augen tief in die seinen, tief bis zur Seele. Der Athem stockte ihm.

Dann wieder riß sie ihren Blick los und lachte.

»Wie so ein Mensch doch so närrisch schön aussieht, zum Rasen schön – ach, du lieber, süßer Mensch!« Und mit wildem Ungestüm preßte sie ihre Lippen auf seine Stirn, seine Augen, seinen Mund und Hals und Brust, lange fest, als wollte sie ihm Seele und Leben aussaugen.

Ihn überkam's mit heißem Verlangen.

»Darthane!« stöhnte er. »Ah, du göttliches Weib!« – und dann leise, lallend: »Darthena... Dartha!«

Nun ließ sie ab und sah ihn groß an.

»Du liebst mich; ja? Sag es!«

»O du, du! Wie ich dich liebe, nur dich, ganz allein dich, Dartha!«

»Närrischer Mensch! Mußt nicht thun, allein mich. Alles mußt du lieben, die Sonne, den blauen Himmel, die Blumen, den Wein – Alles, die ganze Welt!«

Aber »Nein, nein!« wehrte er dagegen. »Nichts weiter! Dich, nur dich, ganz allein!!«

Er sah es nicht, daß just ein kahlköpfiger Greis auf struppigem Esel dahergeritten kam, rücklings sitzend, den Kopf gegen des Tieres Hals gelehnt; er sah nicht, wie der seltsame Reiter gutmütig lächelnd vorübertrötete – er

sah ja nur sie! Fiebernd suchten seine Lippen die ihren,
und die ließen sich willig finden...

»Darth...«

Es erstarb unter ihrem Kusse.

Heftig rang seine Brust nach Athem; er wollte sich ihr
entwinden, aber ihre Arme hielten ihn fest, zu fest! Sie
achtete seiner nicht – –

Kein Lechzen seiner Lippen, keinen Druck seiner Arme
fühlte sie mehr, als sie von ihm abließ. Das Herz war
ihm stehen geblieben; stier blickten seine Augen zu ihr
empor. Um den Mund aber lag ein Zug schmerzlicher
Seligkeit. –

Eine Weile noch sieht sie ihn sinnend an.

»Tot – nun schon tot«, murmelt sie, und es liegt etwas
unendlich Verächtliches in ihrer Stimme. »Ihr schönen
Menschen, nur das Verlangen der Leidenschaft kennt ihr
– nicht aber ihre Kraft!«

Mit taumelnder Bewegung beugt sie sich zur Seite und
rafft viele der großen weißen Blumen zusammen, mit
denen sie den entseelten Körper ganz bedeckt. Nur das
Gesicht mit seinem seligen Schmerzensausdrucke blickt
noch daraus hervor, geküßt von warmen Sonnenstrahlen,
von bunten Faltern umschwirrt, blumengeschmückt.

Darthane blickt ihn wieder an. Es ist doch schön anzuse-
hen, dieses weiße Gesicht in den weißen Blumen!

Da kriecht ein rotes Sonnenkäferchen aus einem Blu-
menkelche hervor und läuft mit den flinken sechs
Beinchen gerade über seine weiße Stirn dahin.

Darthena lacht hell auf – wieder jenes silberne Lachen,
das den stillen Mann da so bethört hat zu wahnsinnigem
Verlangen.

»Ein seltsames Volk, diese Menschen: Eben noch Alles –
nun Nichts mehr!«

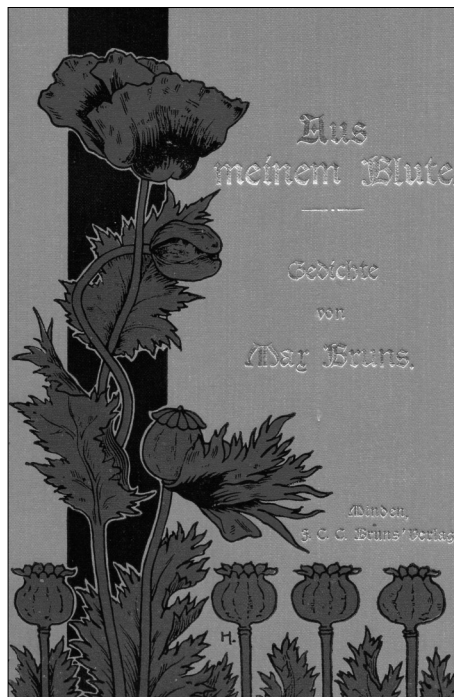
Dann wendet sie sich um.

»Evoë! Evoë!!« jubelt sie mit lauter Stimme.

In der Ferne antworten ihr schrille Flötentöne.

»Evoë!« jauchzt sie, und thyrsosschwingend taumelt sie dem Zuge nach. — —

Der scheidende Phöbus küßt noch einmal seine Geliebte, die herrlich prangende Gäa, und sie erglüht bei seinem Kusse über und über. In Purpur gebadet ist die ganze Natur ringsum; auch die großen, stillen Blumen, die sich schauernd niederneigen auf den Schläfer da unter ihnen, der nie mehr erwachen wird, und auf das junge Griechenweib, das sich schmerzdurchbebt über den schönen Leichnam geworfen hat, mit heißen Thränen seine bleichen Wangen netzend.



Der Fremde

(Ihre Schwester spricht:)

Wie wir von Kind auf aneinander hingen!
Wie wir gemeinsam Lust und Schmerz geteilt! –
Nun bin ich endlich wieder hergeeilt,
wie früher dich mit Liebe zu umschlingen.

Und da – ich starre dich betroffen an,
kann nicht wie früher an die Brust dir sinken:
Da steht ein Andrer ja zu deiner Linken!
Mir wallt das Blut – : Wer ist der fremde Mann?

Du lehnst dich liebevoll an seine Brust –
Wer ist der Mann, von dem wir nie gewusst?
Du blickst ihn stolz – ich blick' ihn .. hassend an:
O sag mir, Schwester, sag: Was will der Mann?!

Erklärlich

Dies Reimen hast du gern? Ich glaub' es wohl:
Wenn weiblich weich zwei Jambenzeilen klingen,
die kraftvoll, fest zwei männliche umschlingen –
es ist ein gar so liebliches Symbol!

Meiner Sphinx

Ich hasse dich!
Meine Seele nährt einen tiefen Groll,
weil sie nie mehr deiner genesen soll.

Ich klage dich an!
Dein Gewissen soll dich verdammen:
Bezaubert hast du den thörichten Mann!

Unter Thränen
will ich, Weib, deine Kniee umfassen
und will dich küssen und will dich hassen,
Zauberin!

Ich hasse dich, Weib, das sollst du wissen –
und kann dich doch keinen Herzschlag missen,
du wonniges Rätsel –!

Fundstücke (1898)

Die beiden Meerschweinchen

In einem Hochwald mit zackigen Tannen, starken Eichbäumen und perlgrauen Buchenstämmen, mit schattender Kühle und grüngolden flirrenden Lichtflecken auf Busch und Blatt, lag, geheimnisvoll umschlossen, eine freie Waldwiese. Die war im Winter beschneit und bereift, daß alles Leben fast gefror; schwellend grün aber war sie in Sommertagen und voll Blumenduft und starken Würzhauchs.

Auf dieser Wiese trafen sich eines Abends – es war zur Zeit, da die Bärte der Haselnüsse schon sich zu bräunen beginnen – zwei Meerschweinchen. Die waren beide weiß, und gelblich grau gefleckt.

Als sie aber einander erblickten, stutzten sie anfangs; liefen aber bald mit frohen Hüpfen weiter. Und genau mitten auf dem Platze saßen sie sich gegenüber.

»Guten Abend«, sagte das eine Meerschweinchen zu dem anderen. Und dieses erwiderte desgleichen.

Dann sahen sie sich wieder groß an. So ein wenig von der Seite. Aber doch mehr verwundert als eben mißtrauisch. – Mißtrauisch sind Meerschweinchen nur gegen Menschen und anderes höher gestelltes Vieh. Unter sich sind sie ganz vertrauensselig.

Es dauerte dieses Fixieren denn auch garnicht lange; da lachten beide schon derart, daß ihnen fast die Backen platzten und die Nasenfalten in tausend wunderlichen Curven spielten.

Es war aber auch zu seltsam: Sie hatten beide ein treues Eheweibchen sterben, kräftige Junge heranwachsen und zu eigenen Höhlen scheiden sehen, und hatten sich nun

beide an diesem selben schönen Herbstabend diese selbe vollmondstille Bergwiese auserwählt, nach Meerschweinchen-Art hier abzuscheiden.

Als ihr Gelächter allmählich leise wie ein fernes Echo verklungen war, wurde es eine Weile ganz still auf der mondbeglänzten Wiese; die kurzen graublauen Schatten der beiden Tiere blieben eben so reglos, wie die schwarzen Zackenlinien der Tannen, die sich geheimnistief vor dem dünnen weißen Gewölke des Himmels abhoben.

Plötzlich aber geschah etwas Seltsames –: Die beiden Meerschweinchen erhoben sich mit schönem Schwunge auf die Vorderbeine, den Körper kerzengerade in die Luft reckend, mit den Hinterpfoten direkt zum Monde hinanweisend, der mitten über der Wiese stand.

Das war eine sehr elegante turnerische Leistung. Die beiden schlanken Körper bildeten genau zwei Parallelen, die aber doch keine Spur von Steifheit hatten –!

Die Schwänze der geschmackvollen Tierchen waren ganz gleichmäßig schneeweiß...

Mit einem Male spreizten sich die beiden emporgerecten Beinpaare gleichzeitig auseinander und federten dann wieder zusammen – und, wie an geheimnisvollen Fäden gezogen, schwebte das närrische Paar mondwärts empor, immer in derselben entzückend graziösen Haltung!

Nun verschwand es vor den dunkelschwarzen Baumwipfeln –

Nun tauchte es über den höchsten Tannenzacken wieder empor, schon ganz zierlich klein –

Noch einmal spreizten sich die fernen kleinen Beinchen – das sah sehr freudig aus –; dann verloren sich die beiden Zwillingspunkte in dem fernen silbergrauen Gewölke...

Die Mondwiese lag wieder eben so feierlich still, wie vorher; silberhell, von dunkel schattenden Tannen, Eichen und Buchen geheimnistief umschlossen.

Im Walde zur Rechten und Linken lagen zwei kleine Höhlen leer. Ihre Bewohner von ehedem hat aber nie jemand vermißt...

Was aus ihnen geworden sein mag –? Ob sie unter die Sterne versetzt sind –? Wer kann Alles wissen!

Übrigens sind die beiden Höhlen nicht lange unbewohnt geblieben.

27.09.1898

Ihr findet nun freilich, dies Märchen habe keinen Sinn? Und hat doch gewiß nicht weniger Sinn, als wie das ganze Leben, das Ihr so sehr liebt! Und er ist sogar viel plumper und unversteckter darin enthalten. Wäre ich ein Weiser und ein Prediger, so würde ich vielleicht sagen: Diese Geschichte lehrt, daß man zur rechten Zeit in Schönheit sterben soll! und sonst noch mancherlei –. Da ich aber nur ein Schalksnarr bin, so will ich's Euch selber überlassen, meine Märchen zu deuten, jeder nach seinem Befinden und Vermögen. Und auch bekritteln dürft Ihr's und schelten nach aller Herzenslust. Denn uns Narren ist es eigen, daß wir das Tadeln der Weisheit mit lachenden Herzen ertragen: Weisheit verwundet uns nicht!

Dichterpflcht

Man muß sich
*reifs*chreiben;
*auss*chreiben
kann man sich nie:
nie,
solange der Geist lebt!
(Und der
überdauert bisweilen
– dem Himmel sei Dank –
den Leib um Generationen!)

Lenz
Ein Buch von Kraft und Schönheit (1899)

Ein Dörflein...

Ein Dörflein weiß ich, lachend hell,
in vollem Kirschenblütenduft,...
ein Schwalbenvolk schießt durch die Luft
so blitzblau und lustig schnell,
fern geht ein Bauer hinterm Pflug,...
auf einem Dache kräuselt Rauch,...
ein Flachskopf unterm Maienstrauch
pfeift auf der Weidenflöte –:
das ist des Lebens schon genug.
Wie oft ich da im Rasen lag
vom Morgen bis zur Abendröte! –
bis sich ein feiner grauer Duft
auf Nähe und auf Weite legte,
bis leis die abendweiche Luft
der Herdenglockenlaut bewegte...
der letzte Fensterschein erlosch –
ich aber lauschte, halb verwacht,
still erhobenen Hauptes
in die blaue Nacht...

»Nun muß sich Alles wenden –!«

In der ersten Wärmewonne
leuchten alle Farben lichter,
junge Stare lärmen laut,
aller Schnee ist fortgetaut –
jede Hütte heut voll Sonne,
jedes Menschenkind ein Dichter –!

Kleinstadt-Idyll

Der Marktplatz ruht. Der Brunnen in der Mitte
rauscht in der Sommernacht... wie reifes Korn;
von Weitem hallen würdeschwere Schritte,
und melancholisch ruft das Wächterhorn.

Der Nachtwind weht mit den Kastanienfächern
in tiefen Schlaf die Häuser, längst verwohnt, –
und zwischen wunderlichen Giebeldächern
ein Stückchen Himmel... und der Sichelmond.

Frühritt

Schmal der Feldweg. – Alle Welt
feiert Morgenstunde;
nur ein Bauer steht im Feld,
Pfeife quer im Munde.

In dem knorrigem Gesicht
ruhn die Alltagsorgen;
und er blinzelt, niest ins Licht,
wünscht mir guten Morgen.

»Prost auch, Vadder!« – und er lacht
recht aus voller Lunge. –
Heda, Sultan, aufgewacht!
Rechtsgalopp, mein Junge!

Erdig schmeckt der Morgenduft,
Schollen frisch gebrochen;
Sultan wittert Frühlingsduft,
reckt die festen Knochen.

Und auch ich. – Wie wohl tut das,
brennt das Blut vor Wonne! –
Sultan! aber jetzt plain chasse:
Drüben kommt die Sonne!!

Ein Trinklied

Noch einmal: Für Richard Dehmel, –
Den weisesten Trinker!

Da, leere den Becher!
– Was ist denn darin?
Leben!!
Reben blühen im Sonnenlicht,
den blühenden Reben aber entbricht
brausender Most!
Jugendschwärmen mit Seele und Blut –
Bruder, trink, der Most ist gut:
kräftige Kost!

Da, noch einen Becher!
– Was schäumt denn in dem?
Leben!!
Eben hat sich der Most geklärt,
da hat sich das alte Rezept bewährt:
Reiner Wein!
Manneskämpfen mit blinkendem Messer –
Bruder, trink, der Wein ist noch besser:
edel und rein!

Nun schnell noch den letzten!
– Was bringt denn der?
Sterben!!
Scherben werden aus jedem Glas,
ins Erdreich sickert das beste Naß –:
Hinab mit dir!
Anderen Winzern machen wir Platz,
die haben noch manchen stolzen Schatz,
besser als wir!

So kreist der Becher,
so kreist mit ihm
das Leben!
Seht, ihr nicht, wie es drin flimmert und fließt –
Heil, wer ein wackerer Trinker ist:
Meinen Rest den Jungen!
Ihr Jungen, daß ihr mir tüchtig trinkt,
ehe das Glas euch in Trümmer sinkt –
Vivat sequens!!

Zwei-Einheit (1899)

Erfüllung I

Ein Sonntag, ein Tag der Rast; mit stillem, friedlichem Glockengeläute hat mich's am Morgen geweckt, aber keinen Frieden, keine Rast fand ich in all den Stunden dieses ersten Märzsonntags.

Immer hat mich's gequält und gefoltert mit dieser furchtbaren Unruhe, die ich hasse und doch nicht von mir schütteln kann.

Wohl versuchte ich mich zu zerstreuen, aber immer wieder fieberten all meine Sinne zu jenem Einen Empfinden hin und umwitterten es und waren voll Grimm, und konnten es doch nicht erfassen.

Alle Gedanken habe ich angespannt und alle Klugheit zu Rate gezogen, – aber jenes Empfinden ist stärker und sein Wille ist übermächtig all meiner Wehr.

Jenes Eine unzerstörbare Bild: tief, schmerzhaft tief fühle ich's eingebrannt in meinem Blute;

ich muß es erdulden – und ich kann es doch nicht!

Meine Nerven sind gespannt auf das äußerste Maaß meiner Kräfte, – Ein Tag noch und ich werde zu Grunde gehen.

An einem Weibe zu Grunde gehen?! Bin ich denn ein Narr, ein verliebter Knabe, schwachherzig, mit Milch in den Adern?!

Aber ich fühle es grausam wahr, eine unbarmherzige Gewißheit hat mich ergriffen, die sitzt tiefer noch in mir als mein Herz –:

Jenes Bild werde ich niemehr vergessen!

Als ich so arglos zum ersten Male bei ihr eintrat und sah sie dort vor dem Kamine hocken, die Feuerzange in den

feinen Händen, den Rücken mir zugewendet; als meine Augen dies Bild umschlangen, den zarten, biegsamen Körper, mit dieser ganz unvergesslichen Rundung, in den Hüften beginnend und an den Oberschenkeln hinab bis in die Kniekehlen fließend –: wurden mir die Augen nicht heiß und ein toller Hunger hielt meine Finger gespreizt?! Sah ich nicht gleich das weiche, pfirsichzarte Fleisch durch diesen dunkelblauen Wollrock schimmern?! Sah ich ihr Geschlecht nicht so nackt und enthüllt vor mir, daß mir's tiefrot in die Wangen schoß, da sie nun aus dieser üppigen Kniehocke sich aufstraffte und lächelnd mir entgegenneigte?!

Damals hab'ich schon Alles gewußt oder doch geahnt in einem unabweislichen Fühlen, mit einer plötzlich feinen Sehergabe begabt: Hier war nun mein Dasein entschieden; darum war ich, darum mußte ich keusch bleiben all meine Jahre, ohne Verdienst –: Hier, dieses Weib, dieser sanfrunde Schooß, dieses Becken, wahrhaftig ein Becken, ein Kelch, genau mir bestimmt für Alles, was ich an Lebensfülle und Werdekraft geben kann und geben muß in jener großen Einen Stunde, die uns vorausbestimmt ist seit Urbeginn –; und diese Schenkel, die gerade dieses Kraftmaß tragen werden, stolz und aufrecht: menschlich! Dunkel ahnte ich dieses Eine Niederwerfen, dieses Anfüllen und Kraftgeben im Furchen und Fruchten: Kraft, sich wieder aufzurichten, sich emporzurecken und Alles auszureifen, und Kraft zu einem großen Zukunftstolze –!

Und dies war es zunächst und vor allem Anderen: Die schlanke Biegsamkeit dieser Linie zerstören, weil sie der harten Ecken meines Körpers höhrend spottet!

Aber war es nur das?

War es nur das??

Damals vielleicht – ich weiß es kaum mehr. Aber als dann jene Stunden zweisamer Seligkeiten kamen; als wir so still aneinanderlehnten, wohl eng aneinander, aber

doch so sehr ruhig und lind; ohne alles leidenschaftliche Fordern, ohne ein Wünschen und Wollen, immer nur mit reinen, klaren Kinderblicken einander die Seelen streichelnd, immer dieses unirdische Lächeln in allen Zügen...

war das nicht doch noch ein Anderes, Tieferes – ? – –

Aber warum säße ich dann hier wieder und immer wieder über meinen rohen, scharfkantigen Tisch gepreßt? Warum malte ich denn mit kaltfeuchter Hand nur noch diese eine Linie nach, wie sie sich meinem Empfinden eingrub: Hüften, Schenkel, Kniekehlen, und stets auf's Neue: Hüften – Schenkel – Kniekehlen; fieberhaftig, und doch ein jedes Mal so totsicher?! – Ich glaube, alle Windungen meines Gehirnes schreiben nur noch diese einzige Linie des Weibes, das mir bestimmt ist, – dem ich bestimmt bin...!

Denn hier muß eine Bestimmung walten, eine alte, ertiefe Notwendigkeit, die ich nicht begreifen kann. Aber es muß wohl so sein, daß jenes Wort von der Ureinheit der Geschlechter mehr ist als ein müßiges Märchen...

Zwei – Einheit!

Ein tiefes Wort! Wie soll ich das erfassen?

Einheit, Ein-Einheit war's im Anfange alles irdischen Seins: die Urzelle.

Aber dann: Verfeinerung, Höherentwicklung, kulturelle Arbeit, – Leben! Die Furchung und Teilung der Urzelle, der schmerzvollste, folgenschwerste aller Lebensvorgänge: Sie – das Eichen, rund, kräftig, ich glaube: träg-satt; und Ich – das Spermakörperchen, ein zähes Fädchen, ein ganz feiner Keil, der Ihr das Runde, Geschlossene neidet, der ihre Trägheit aufrütteln, ihre Sattheit das Hungern lehren will, wie auch mich selber das Hungern quält. Ja: Ich – der Keil, der sich in diese runde Fülle einbohren wird; Ich – der Zerstörer, der große Hasser ihrer Ruhe!

Das aber wäre meine tiefste Sehnsucht nach ihr –: Zerstörungstrieb?!

Ich wollte zerstören, was ich doch liebe, und ausrotten, was meiner Seele Lebenskräfte giebt und sie so ganz erfüllt?!

Wer gab mir denn solche Gedanken ein, wer hat mich so niedrig und elend und fuchsenschlau gemacht, daß ich mich selber nicht mehr kennen mag und bin mir ein Grauen?

Habe ich nun nicht meine Sonne befleckt? Wie sollte mir da wohl Klarheit werden?

Und wieder zerquält mich dieses eine dunkle Weh, mich Selig-Unseligen; – aber ich will zu Dir eilen:

Du sollst mich von mir selbst erlösen und mich befreien zu der klaren Ruhe Deiner Seele!

Fundstücke (1899-1901)

Max Bruns an Detlev von Liliencron

29. Dez. 1899

Sehr verehrter Herr Baron!

Ihr Schreiben hat mich herzlich betrübt. Wenn Mombert sich freut, wie ich ›immer weitere Bereiche der Seele mit meiner Kunst zu umspannen suche«, wenn unser lieber Conrad sich an meinem Andachtbuch begeistert, wenn mir Hans Thoma, jetzt schon 70jährig, noch heute schreibt: »Ich habe den hohen Ernst, der nötig ist, dies *Menschen-Mysterium* dichterisch darzustellen, sehr stark empfunden; Ihr Buch ist voll reiner und hoher Poesie!« – so schmerzen mich Ihre Zeilen von dem Buche, das vereinzelt Anhänger der sog[enannten] naturalistischen Richtung wohl gern lesen werden, bitter. Es handelt sich bei mir doch lediglich um Empfindungsleben und Vergeistigung; ›der Mensch war Gottheit und will wieder Gottheit (= Seele) werden. Aber inzwischen quält ihn hier der zufällige Geschlechtsdualismus, den er darum erst überwinden muß, ehe er sich wieder ›auflösen« kann. Und nun *konnte* ich doch diesen Wandel der *Empfindungen* garnicht darstellen, wenn ich nicht die äußeren *Umstände* und *fortschreitenden Vorgänge* erwähnte, die ihn herbeiführen. Aber das ganze Buch hat doch – wie *mir* scheint: beinahe unkünstlerisch stark betont – von vorn bis hinten eine Sendung, die über die Geschlechtszweiheit hinaus weist: auf die Einheit des Menschen, der sich im Allgeist auflöst. Ich konnte den »C[oitus]« nicht anders behandeln; ich brauchte das erschütternde Ereignis, das die entscheidende Gefühlsumwälzung, -wandlung und -läuterung hervorruft. *Sha*

kespeare hatte *keine* religiösen, ethischen Tendenzen; er erzählt eine unterhaltende Fabel, mit der er's treiben kann, wie er mag. ich aber bin hier *kein* Grieche und *kein* launiger Phantast: ich mußte bis zum »C[oitus]« *und noch darüber hinaus* gehen, wenn ich meinem hochgesteckten Ziele gerecht werden wollte: die alte platonische (u[nd] auch talmud'sche) Idee von der Zwei-Einheit der Geschlechter so künstlerisch auszudeuten, daß Plato wie Talmud, wie auch der Naturwissenschaftler und – trotz aller Gegensätzlichkeit – der Theologe dem *Künstler* zustimmen könnten! Ich kann mir tatsächlich denken, ein Geistlicher, ganz und gar dem Naturalisten abgeschworen, vermöchte an meinem Buche Genuß zu haben.

Und nun liegen hier – neben des alten Hans Thoma Briefen – Liliencrons kühle Zeilen, die, statt den Künstler aufzurichten, den Staatsbürger tadeln – -. Ich setze mich *nicht* darüber hinweg und nehme nicht grollend das Bild (von Olde) von meiner Zimmerwand. Ich bin ja auch wohl selber schuld: ich habe Sie gedrängt, ohne rechte Zeit das Buch zu durchfliegen. Aber auch wenn nun ein noch kühlerer oder wohl gar kein Brief mehr von Ihnen zu mir kommen würde, so schaffe ich doch mit der gleichen Künstlerfreudigkeit weiter, und wenn ich nun dem »naturalistischen« Buche ein Gewebe zarterster Seelenträume folgen lasse in meinem nächsten Buch »Verklärungen«, so behalte ich doch im Herzen die liebgewordene Gestalt meines Liliencron und jauchze bei seinen prächtigen Herzensschwänken – wenn auch nicht bei seinem Staatsbürgerbriefe an den unbesonnenen Naturalisten.

Von Herzen Glückauf zum Jahre 1900!

Trotz Allem Ihr

M[ax] Bruns

Komm mit!

Will dich denn immer das Leben noch quälen?!
Komm mit, an den Bach! auf die Wiese!
Da will ich dir eine Weidenrute schälen
und dir eine Frühlingsflöte draus schneiden;
dann liegst du zu mir in den grünweichen Rasen
und wirst dein Leid in alle Himmelswinde blasen;
und ich will dir närrische Märchen erzählen
und dir alle Büsche und Blüten schenken –
sollst nur noch an das glitzernde Sonnenlicht denken!!

Frühgang

Alle Büsche blinken vom Morgentau,
es perlt und sickert von tausend Blättern;
und die Finken jubeln und schmetternd darein
und grüßen den gütigen Sonnenschein,
und die flinken Epheuranken klettern
in den höchsten Eichenzweigen empor,
sich dem Lichte zu neigen –
und dann der zartfeine Glockenblumenreigen!

Laß uns lautlosen Fußes gehen
und heimliche Worte flüstern –
oder lieber laß uns stille stehn
und all das hastige Treiben sehn
und lächelnd uns zu einander neigen
und schweigen –.

Erschöpft

Diese Narretei der Liebe
bin ich herzlich leid geworden –
denn verdiente ich nicht längst
Amors höchste Kronenorden?

Immer Wunden, immer Schmerzen,
Folter, Kreuzigung und Pein –
bin so stumpf und Du müde!
Kind, ich denk', wir lassen's sein!

Nutzanwendung

Shakespeare hat Recht:
An sich ist ein Ding nicht gut, nicht schlecht,
wird erst durch's Denken dazu gemacht! –
Ich habe stets vom Weibe gedacht
mit freudigen Sinnen und heißem Blut,
hab' nie gekannt ein falsches Schämen:
Mich dünkt es drum gut!

Wie Ihr es haltet und was Ihr thut,
soll mich nicht grämen!

Immer mehr! Ein Paschaliad

Der Pascha, – der Pascha,
der ist ein wilder Herr:
nimmt alle Weiber an sein Herz
und presst sie tot als wär's ein Scherz;
sein Spruch heißt: Immer merrr! O jeh
sein Spruch heißt: Immer mehr!

Mit Rrreißen,
mit Beißen
setzt Manche sich zur Wehr.
Das aber ist's ja, was er will:
er hält den weißen Zähnen still
und lacht blos: Immer merrr! – o jeh
und lacht blos: Immer mehr!

Dann droht er
und loht er
und reißt sie hitzig her,
fängt doll mit ihr zu raufen an,
und wenn sie kaum noch schnaufen kann,
dann brüllt er: Immer merrr! – o jeh –
dann brüllt er: Immer mehr!

Erstickt sie
und knickt sie
zusammen, athemleer,
lehnt er sich an das bleiche Weib
und kühlte an ihr den heißen Leib
und röchelt selig: Merrr! – o jeh –
und röchelt: Immer mehr!

Nun fragt Ihr:
›O sagt mir,
wo stammt dies Liedlein her?‹ –
Der Pascha hat's gemacht – zur Nacht –
als er die Weiber umgebracht.
Er nannt' es: ›Immer merrr!‹ – o jeh –
er nannt' es: ›Immer mehr!‹

Laterna Magica (1901)

Aus dem Vorwort

Ein »Anti-Phantasia« heißt dieses lyrische Büchlein, das ich Euch, meine lieben Freunde – die Ihr Eurer gottseidank nicht eben viele seid –, aber auch nicht minder Euch, meine werten Feinde – deren stattliche Zahl mir doch wohl alle Ehre macht – still und gelassen heute in die Hände gebe –: Ein »Anti-Phantasia« – was will das nur besagen? Gewiß vermutet Ihr ein draufgängerisches Buch des Kampfes gegen Arno Holz, den vielgenannten »Phantasia«-Sänger, – damit aber hättet Ihr doch nur zum geringsten Teile recht. Je mehr man selber an Eigenart gewinnt, desto mehr läßt man auch andere Eigenarten gehen, und ich wäre der letzte, der Arno Holzens »Phantasia«-Buch bekämpfen, bekritteln oder widerlegen möchte.

Warum dann also dieser »Anti-Phantasia«? – Nun; vor Allem nehme man diesen geschmackvollen Titel um Himmelswillen nur nicht all zu schwer und ernst; man finde eben eine gewisse fröhliche Ironie darin: diese Bilder meiner *Laterna Magica* sind nicht so sehr von meinem, als vielmehr von Holzens Standpunkte aus ein Anti-Phantasia genannt! Und bezeichnet die im Phantasia von Holz »erstmalig zur Anwendung gebrachte« Technik den unwiderruflich einzig richtigen Weg zum lyrischen Paradiese, so gestehe ich hier freimütig, diesmal nur alten Wein in alte Schläuche gefüllt zu haben – was also ein schändliches Epigonentum bedeutet – oder aber gar neuen Wein in alten Schläuchen zu bringen – was albern, stillos und geschmacklos ist –; mit einem Wort gesagt: es macht mir heute einmal Spaß, ein Buch Euch

vorzusetzen, das nach Holz'scher Theorie nicht einen Schuß Pulver wert ist, nicht die Druckerschwärze, die es erfordert hat, ein Buch, das von Rhythmen singt und von Reimen klingt in jeder einzelnen Strophe, kurzum: ein schon vor seinem Erscheinen ganz und gar »veraltetes« Buch!

Hier bin ich natürlich ironisch geworden, denn selbstverständlich halte ich Reim und Rhythmus nicht für Feinde der lyrischen Zukunftsmusik – und das allein ist der Grund, warum ich jenem Holz'schen »Phantasmus« hier einen »Anti-Phantasmus« entgegen, oder sage ich lieber: an die Seite setzen will. – Auch auf den Stoff könnte man meinen ironischen Gegentitel noch gemünzt glauben, – und das nicht ganz mit Unrecht: Ist es mir doch von Anfang an ein wenig seltsam erschienen, daß Holz sein Buch just »Phantasmus« nennen zu sollen geglaubt hat. Denn wenn ich an den genialen Bilderseher Alfred Mombert dachte, oder an Paul Scheerbart, den großen kosmischen Phantasten, so hat mir die Phantasie des Arno Holz dagegen doch immer recht eng und philiströs erscheinen wollen: Stimmungen aus Großstadt und Kleinstadt, Liebeslyrik, Feld-, Wald- und Wiesenpoesie, – »Lieder aus dem Engeren«; wo Holz aber einen hohen Schwung nehmen möchte, da bringt er die Flugkraft nicht auf, da versagt ihm die Suggestionsfähigkeit, der Leser bleibt kalt, er fühlt das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können bei seinem Dichter und merkt verstimmt dessen nutzlose Bemühungen, etwas zu erreichen, zu dem die innere Kraft ihm nun einmal versagt ist...

Die Künstler

Sie landeten an einer reichen Insel –:
Der Dichter schwang das Bleistiftbündel schon;
der Bildner nahm den Meißel und den Thon;
der Maler trug die Tuben und die Pinsel.

Sie lebten sorglos heiter wie die Affen,..
und aßen Brotbaumfrüchte unter Palmen,..
und sahn die Dampfer fern vorüberqualmen;...
und haben nie mehr »künstlerisch geschaffen«.–

Schwermut

Du lehntest schweigend auf dem Schloßaltane
und träumtest in den fahlen Herbst hinein,
die Hände sanken in den wilden Wein,
die Augen folgten deinem stillen Schwane,
der einsam auf dem tiefen, leeren Weiher
den schlanken Hals so suchend niederbog
und wieder seine müden Kreise zog: –
dann spann um euch ein feiner Regenschleier...

*Charles Baudelaire: Novellen und kleine
Dichtungen in Prosa (1904)*

Vorbemerkung zur deutschen Werkausgabe

Dieser ersten deutschen Ausgabe der Werke Baudelaires ist zum Zweck gesetzt, die gesamte moralische Persönlichkeit eines Mannes zu repräsentieren, der bislang, zu meist nur als Lyriker genannt, mehr oder weniger ausschliesslich nach der Sammlung seiner Jugendgedichte *Les Fleurs du Mal* und darum häufig einseitig und unzulänglich beurteilt ist. Der erste Plan dieser Ausgabe kündigte vier Bände an: 1) Die Novellen und die Kleinen Dichtungen in Prosa, eingeleitet durch eine biographisch-ästhetische Abhandlung über den Dichter; 2) Die künstlichen Paradiese; 3) Ästhetische Schriften über Literatur und Musik; 4) Ästhetische Schriften über Malerei und bildende Kunst. Zunächst erschien der zweite, dann der dritte Band; der vierte muss des Gesamtregisters wegen bis zuletzt verbleiben. Heute nun, da Band I dem Publikum übergeben wird, geschieht es doch ohne die ästhetische Abhandlung, die ich plante: er wäre sonst zu umfangreich geworden. Es wird also dieser Essay in einem besonderen Bande erscheinen, dem wahrscheinlich noch eine Übertragung der Tagebücher des Dichters beigegeben sein wird. Freunde peinlicher Genauigkeit mögen noch wissen, dass im vorliegenden Bande etwa die letzten zwanzig Kleinen Dichtungen nebst dem Epilog von Max Bruns übertragen wurden. – Das Fehlen der *Fleurs du Mal* in dieser Ausgabe ist hier und da gerügt; doch sind die aus demselben Grund hier nicht zu finden, aus dem auch die Verse Edgar Poes in Baudelaires französische Poe-Übertragung nicht mit einge

geschlossen sind: »Eine Übersetzung von solchen Gedichten kann ein schmeichlerischer Traum sein – doch aber eben nur ein Traum.« Ein sprachliches Wunder kann *kein Mensch* in einer anderen Sprache ›nachmachen‹; denn Wunder schafft der Dichter nicht, was man auch rede –: die geschehen mit ihm. Wie aber Stéphane Mallarmé die Gedichte Poes in eine poetische Prosa übertrug und so die ›Lücke‹ in Baudelaires Poe-Ausgabe nach Möglichkeit füllte, so wird auch Baudelaires Jugendwerk wohl als Ergänzung dieser Bände noch erscheinen, also in einer Form, in welche der Dichter ein paar der ›Fleurs du Mal‹ ja selber nochmals umschuf und die er später statt der Versform nur noch angewendet hat. Mehr kann der Übersetzer nicht versprechen.

M. B.

Fundstücke (1903-1906)

Meine Lektüre

Scheerbart: Ich liebe Dich! Ein Eisenbahn-Roman mit 66 Intermezzos.

Dieser gemeine Ehrgeiz im Titel! Es ist völlig undiskutierbar für einen, der Scheerbart persönlich kennt, daß hier *nicht gemeiner* Ehrgeiz im Spiele sei; Scheerbart ist ein durch und durch unnobler Mensch. [Randglosse: Krasser Gegensatz zu Baudelaire!] Auch ist er, so viel er von Selbstzucht *predigt*, selbst doch völlig jeder Spur von Selbstzucht bar. Daher auch das Veröffentlichen jedes Buchstaben, den er einmal aufs Papier gekritzelt hat. – Er redet sich in einen tollen Größenwahn hinein; ist z. B. fest überzeugt, daß er der gewaltigste philosophische Kopf dieser Zeit ist, den ausgerechnet kein Mensch außer mir in seinen Ideen zu erfassen fähig ist! Denn ungebildet, wie er ist, weiß er nicht, daß in ihm nur Ideen gähren, die schon im grauen Altertum gedacht sind: die ewige Selbstüberschätzung der sogenannten Autodidakten. – Scheerbart »will immer das Andere« -: Er macht aus sich theoretisch und in seinen Büchern das Gegenteil von dem, was er praktisch und im Leben ist und – eigensinnig, unerzogen – bleibt; so wird er schließlich sich selber lächerlich – obwohl er sich erbittert ernst nimmt. Er jonglierte mit Ideen, ohne groß und kraftvoll über ihnen zu stehen – und nun machten sie ihn schwindlig und jonglieren mit ihm – und er merkt es kaum. Er predigt Liebe, Milde, Versöhnlichkeit – und ist dabei voll Haß und Tücke und Bosheit wie ein Zwerg, wie ein Kobold, wie ein Mißgestalteter. Stundenlang krallt er die Daumen in die Fäuste, daß er beständig die

tiefen Nagelsspuren davon trägt – worauf er eitel ist. In einem Vormittag vertrinkt er acht Mark, in Bier hauptsächlich; seine Frau behandelt er halb mit hündischem Dehmutgewinsel, halb mit roher Gemeinheit. Zweifellos wäre er nichts lieber als Gentleman (– das Andere –), er *ist* aber Proletarier, und bei seinem Mangel an Selbstzucht zeigt sich das nicht selten deutlich; für *mich* bleibt es *immer* erkennbar. – Stark defekt erscheint mir seine Intelligenz. Er hält es für künstlerisch, sich mit allem durchzulassen; er macht bisweilen gar den wilden Mann – aber er *macht* ihn; erst schauspielert er, dann glaubt er gar sich selber – aber *ich* glaubte ihm nie, denn er macht die Sache schlecht: er ist zu eitel und zu unintelligent. Im Gespräch ist er ungeschickt paradox: er ließ sich stets von mir übertrumpfen und kam dann nicht mehr nach. Es läßt sich Alles behaupten; das wußte und benutzte er. Aber es läßt sich auch Alles beweisen und Alles widerlegen – darin war er schwach. Das zeigen auch die Gespräche in seinen Büchern: er *schließt* gern ein Gespräch mit einem Paradoxon – er läßt es nicht pariren und spielend hin- und wiederwerfen. Und dann hat sogar das Paradoxon selber noch unvollkommene Form! – Keiner hat wie er das ›Platte‹ künstlerisch zu verwerten gewußt; noch in »Ich liebe Dich!« erregt das meine Bewunderung; später – verwendet er es zuchtlos. – Je mehr sein Größenwahn zu- und seine Selbstzucht abnimmt, desto mehr macht er bankerott. Früher übte er in seiner Kunst die Selbstzucht, die er im Leben vernachlässigt, – aus Ehrgeiz. Seit er sieht, daß er's nicht zu allgemeinem Ruhm und Reichtum bringt, giebt er's auf: die Selbstzucht hätte ja nun keinen Zweck mehr. Scheerbart hat viel Verwandtes mit Wagner; natürlich ist er viel unintelligenter und willensschwächer. Er liebt sehr Swift – und träumt jetzt endlich davon, etwas recht »Bösartiges« zu schreiben.

– Summa: Paul Scheerbart hat sein Leben lang gelogen; doch besaß er nicht Intellekt, Energie und Selbstsicherheit genug, diese schwierige Sache durchzuführen. – Nein: nicht *Selbstsicherheit*! Er ist nicht *größenbewußt* – er ist *größenwahnsinnig*: Er hat sich den Glauben an seine Größe in künstlerischen Delirien vorgelogen. [...] Er selbst kopiert den Künstler, in einer ordinären und schlechten Kopie – was tief tragisch ist, da er *Anlagen* hat zu einer noblen und guten Kunst – intimer, zarter Art. Leider aber paart sich mit diesen Anlagen kraft- und maßloser Ehrgeiz einsicht- und willensloses Wollen. – Sein Bestes ist die »Seeschlange« und »Ich liebe *Dich!*« Wundervolle Bücher. Sein vieles schaales Zeug muß vermodern.

In Scheerbart haust eine tiefe Unzufriedenheit. Mag sie die *Sehnsucht* sein, die alle geistigen Menschen foltert, so *äußert* sie sich bei ihm jedenfalls in einer Art, die mich direkt auf seinen Mangel an Intelligenz verweist. (Ein gemein ehrgeiziger Künstler ist nie intelligent im höchsten Sinne, also im höchsten Sinne auch nicht Künstler: nicht Genie. Ebenso ist's mit einem Künstler ohne Selbstzucht.)

Aber wenige können wie Scheerbart den Beweis liefern von der Macht der Ekstase; er hat Stellen, die in völliger Lauterkeit geschrieben sind. Überhaupt ist er der liebenswerteste Mensch, wenn sein Ehrgeiz und seine Pose einmal ganz ihm abhanden kommen. Da er sehr lebhaft spricht, so ist das garnicht so selten der Fall. – Ein Mensch, den man aus der Ferne immer liebenswert, in der Nähe meist unausstehlich finden wird. Mir war seine namenlose Unreife schwer zu ertragen; unreif, unintelligent war er ja natürlich immer – und das konnt' ich nie übersehen und er störte mich wegen seiner unglaublichen Selbstüberschätzung und seiner aufdringlichen Schwatzhaftigkeit.

Hermann Hesse an Max Bruns

[09.01.1906]

Hochgeschätzter Herr Bruns!

Ihre Dedikation ist mir wertvoll und ich sage Ihnen schönen Dank. Der Geist des Buches tat mir wohl und auch in Betracht der Form ist mir das Lesen erfreulich und bildend gewesen. Sie gehen einen anderen Weg als ich, sind kühner und vielleicht voraussetzungsloser und gerade das war mir wertvoll.

Leider fällt mir das Schreiben von Briefen unglaublich schwer, namentlich seit ich auch einen kleinen Sohn habe, der Bruno heißt.

Sonst würde ich mehr sagen. Ich wünsche Ihnen von Herzen Gutes als Ihr

Hermann Hesse

Die Gedichte 1893-1908 (1909)

Junge Nächte

Wenn der Frühling sich erfüllen will,
werden alle Nächte keusch und still,
wird der Mond so blau und träumereich,
flimmern alle Sterne silberbleich;
und ein schwüler Vogel lockt und lockt,
daß der Liebe jäh der Atem stockt;
und es geht ein Leuchten, weich und klar,
wie von golden reichem Frauenhaar...

Vom Glück

Ich schrie nach ›Glück‹ durch alle Himmelräume,
bis mondesklar mich die Erkenntnis traf –:
Es gibt nur eine Seligkeit: die Träume,
und eine Ruhe nur: der letzte Schlaf.

Max Bruns an Margarete Sieckmann

26. Mai 1899

Liebes Gretelchen!

Als ich gestern Abend schon im Bette lag und eben das Licht ausdrehen wollte, sah ich auf meinem Nachttischen Papier und Bleistift liegen und hatte mit einem Male den zwingenden Gedanken: solltest doch noch schreiben!

Es war ein Zustand wie Halbschlaf: man träumt wohl schon ein wenig, kann sich aber doch noch etwas kontrollieren, wenigstens: man kann noch handeln – wie man sagt »schlafwandeln«, sollte man auch das Wort »schlafschreiben« gelten lassen. Was ich nun schrieb, war dies

Der Gast

Der Förster rief die Hunde oft zur Ruhe,
eh' sie sich murrend in die Ecke wandten,
dann winkte er dem bleichen Unbekannten; –
der säuberte vom Schnee die groben Schuhe

und trat herein mit still genicktem Dank,
ließ sich die dargereichten Speisen munden
und saß dann stumm die langen Winterstunden
am warmen Herde auf der Eichenbank.

Er konnte ihnen nicht ein Wörtlein sagen,
und keiner von den Knaben mochte wagen,
dem starren Fremden freundlich zuzunicken.

Der saß am Herde, bis der Morgen kam.
Dann schied er schweigend, einen tiefen Gram
in seinen großen Nazarenerblicken...

Das Gedicht ist halb geträumt und wohl schon in einer Art Halbschlaf niedergeschrieben. Unbewußtes Schaffen – trotz Dehmel's Widerspruch: Ich kann nichts dazu! Aber wie entsteht so etwas nun wohl? Ich denke, es kommt daher, weil man gerade im Halbschlaf oft so sonderbar erregt ist. Hier kann man übrigens auch mal sehen, was »Eigenart« und »individuelle Note« besagen will (oder sonst dergl[eichen] Ausdrücke): Wer würde dieses Halbsonett als »Bruns'sch« anerkennen? Aber was ist es sonst? Dehmel'sch etwa? Mombert'sch? Oder was? Es ist nun aber wohl so –: Der Förster – die Hunde – die winterliche Jahreszeit: schwacher Nachklang von Dehmel's »Gewissen« (Ab. f.? Liebe!) und Busse's »Förster Menzel«. Die Form zugleich nach meinen Übersetzungen der Verlaine-Sonette gebildet und nach Stefan George (Aufsatz im Pan – gestern gelesen). Der arme stumme Fremde mit dem großen, wehen Nazarenerblicke: der sonderbare Kerl aus Niederwallauf, der mir oft noch in der Erinnerung spukt. Solch ein seltsamer Forst-Fremdling als Gast in einem Hause: Hoffmann, Elixire. Vieles andere mag auch auf Reimnotwendigkeiten kommen. Von wem ist das Gedicht nun? Niemand außer mir hätte es so schreiben können, nicht wahr (doch ganz klar)? Und doch ist's nur *bedingt* von mir! So deutlich habe ich noch nie die Begrenzung des Ausdrucks »künstlerische Eigenart« empfunden und zugleich die Naturnotwendigkeit, daß der Künstler, der so schafft, zugleich stolz und demütig sein muß. – Ist das nicht ein hochinteressantes künstlerisches Dokument? –

Übrigens finde ich das Gedicht ganz prächtig, und wenn man will, kann man auch einen tiefen symbolischen Gehalt darin finden: das einsame Genie, dem die Menschen nur von Körper zu Körper, nicht aber von Geist zu Geist nahe treten können, das noch in den gastlichen Hütten ein armer, scheu betrachteter Fremdling bleibt. Mein Fremdling ist stumm –: aber sie fühlen deutlich die

Überkraft des Geistes; das Vieh murrte dagegen, die Kinder macht es scheu, – der reiche Mann hat anscheinend kaum einen Eindruck davon. – Jedenfalls: mir gefällt das Gedicht sehr, und ich wünschte: Dir auch. Und weil es so garnicht mein Verdienst ist, – darf ich's da nicht auch loben und gern haben? – –

Bis heute Abend, mein liebes, einziges Duchen – *Mein* –
– Duchen! – Sei vielmals innig geküßt und geküßt auf deine lieben weichen warmen Lippen von deinem
»furchtbar verliebten« Maxlschatz.



Ein altes Schifferlied

Da wir uns vom Lande scheiden,
schwillt die See zum Mond hinan;
blicken wir ihn liebend an,
wird sein Licht uns sicher leiten,
wird uns einen Hafen weisen,
dahin alle Schiffe reisen...
– Bruder, bereit!
Ich bin ein alter Schiffer,
mein wackres Schifflin heißt die *Zeit*.

Sank das Ufer in die Tiefe,
steigt ein Klingen aus der Flut,
und es klingt so trostgemut,
wie wenn Gottes Mund uns rief; –
doch kein Eiland will sich zeigen,
wie sich auch die Monde neigen...
– Macht es dir Not?
Wir sind auf gutem Meere:
die *Ewigkeit* trägt unser Boot.

Wenn die Wasser um uns schweigen,
wird die Liebe in uns wach,
und sie zieht der Liebe nach:
wie die Meerflut ist ihr Steigen.
Unsre Reise endet nun;
unser Schiff, und das will ruhn...
– Bruder, o still!
Nun sind wir eingelaufen –:
Die *Liebe* heißt das letzte Ziel.

Letzte Antwort

Meinem All-Ergründen ist die ›Zeit‹
nichts als ungeheure Seligkeit;
und ich weiß sie still und unentgleitbar.

Meinem Welt-Erfassen ist der ›Raum‹
nichts als ungeheurer Schöpfertraum;
und ich weiß ihn klar und unausschreitbar.

Aller ›Gottes‹fragen Antwort bleibt
nur die *Liebe*, die das Ur-Meer treibt; –
und ich weiß sie tief und unausdeutbar.

Übersetzungen nach Baudelaire

Beziehungen

Ein Tempel ist Natur, drin Säulen leben,
aus denen oftmals wirre Worte dringen;
der Mensch durchschreitet Wälder, voll von Dingen,
die deusam ihn mit traurem Blick umgeben.

Wie Echos, die im Raume nie erstarben,
lang hallend, fern vereint durch dunkle Mächte,
groß wie das Taggestirn, tief wie die Nächte,
verschlingen sich die Düfte, Laute, Farben.

O Düfte gibt es, gleich dem Fleisch der Kleinen
so frisch, und flötensüß, und wiesengrün;
und andre, die verderbte Dünste sprühn,
die nirgendwo sich ganz zu lösen scheinen,
als Weihrauch, Ambra, Benzoe, Muskat –:
Berauschter Geist, der letzten Dingen naht!

Die Riesin

Als die Natur Gebilde voller Grausen
in nie erschöpftem Schoße noch gewiegt,
mußt ich bei einer jungen Riesin hausen,
wie sich die Katze vor der Herrin schmiegt.

Dann sah ich ihren Leib zum Lichte klimmen
bei wilden Spielen, ihre Seele schwoll;
ich ahnte Flammen ihr im Busen glimmen,
auf die aus ihren Augen Nebel quoll.

Die Hand durft ihrer Glieder Fluß begleiten;
auf ihren breiten Knien durft ich reiten;
und lag sie manchmal lässig hingereckt

in schwüler Sonnenglut auf Rasenmatten,
ruht ich in ihrer Brüste reichem Schatten,
wie sich ein Dorf am Bergeshange streckt.

Die Eulen

Von Eibendickicht eingesponnen,
besäumt die Eulenschar den Ast,
gleich fremden Götterbildern fast;
ihr Feuerauge starrt versonnen.

So werden sie sich reglos halten,
bis todesmatt der Tag versiecht,
die schräge Sonne niederkriecht
und weit die dunklen Stunden walten. –

Der Weise bleibe kühl und still,
dem Lärm des Schwarmes soll er wehren;
das mag die Art der Eulen lehren.

Wer ewig Schatten haschen will,
muß der Begierde Buße zollen,
daß er den Ort hat wechseln wollen.

Übersetzung nach Mallarmé

Den Manen Edgar Poes

Mit nacktem Schwert erweckt der Dichter seine Zeit:
›Das Leben schreckt uns auf!‹ so zittert sie und bebt,
nicht denkend, daß der Tod auch diesen Mund
umschwebt...
Bis ihn die Ewigkeit zum klarsten Selbst befreit.
Da fährt die Freiheit auf –: ›Ein Nachtalb war es nur!‹
Ein Schwindler heißt nun der, deß flammenreines
Schwert
erzengelgleich und stark ihn eben noch verklärt! –:
›Wir tranken Modergift, das gährend uns durchfuhr!‹
Was keusch ist: nackt und licht! verkennt die blinde
Schar. –
Doch unsre Liebe ist ein Totenmal, fürwahr!
das soll der Hügel Poes in klarstem Leuchten tragen.
Du stummer Block, gefällt von finsterem Geschicke:
Ein ewiger Granit, wird dieser Denkstein ragen,
zerschellend starke Wehr dem Flügelschlag der Tücke!

Max Bruns & Feuer
Die Geschichte eines Verbrechens



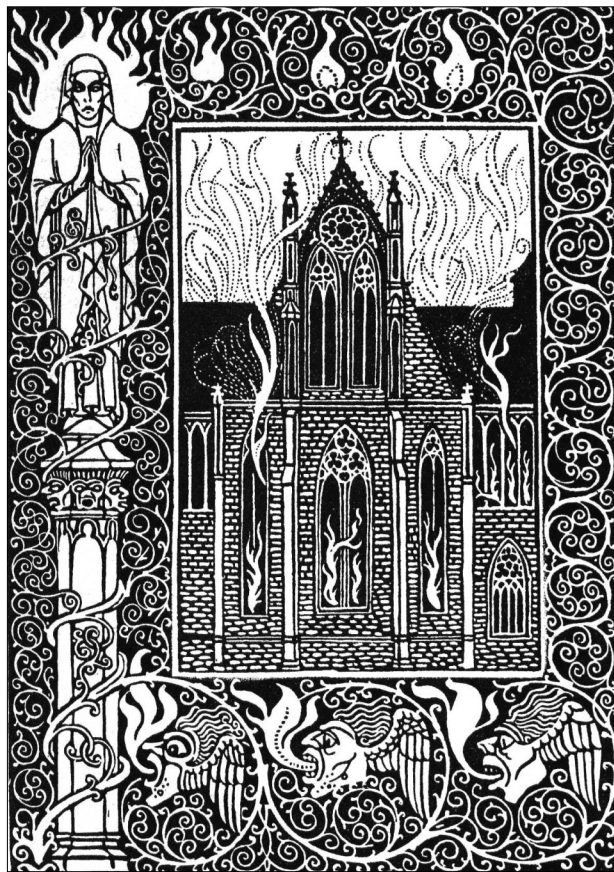
Feuer (1913)

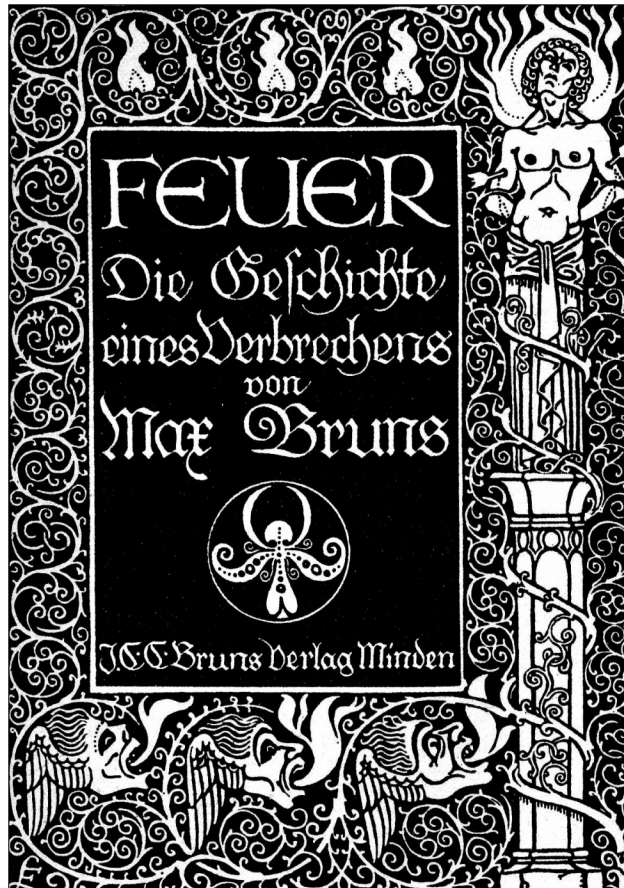
»Ach du, sieh her!« rief Hartmann ihn plötzlich heran, und seine Stimme erwärmte sich ein wenig. »Wie hübsch das ist!«

Konrad trat zu ihm und blickte gleichfalls in die Gasse nieder.

An der Straßenbiegung, um die sie vorhin verschwunden waren, tauchten jene Kürbislaternen wieder auf, nun aber zu mehreren. Hellgelb und dunkelgelb, grünlich-gelb und rötlich-gelb, klein und rund, länglich und groß wandelten diese bestirnten Sterne, von kaum noch sichtbaren Trägern getragen, durch das Dunkel der engen Gasse, in kindlichem Trippelschritt gewiegt. Wo sie vorüberzogen, erhellte sich für einen Augenblick ein kleiner Fleck des Straßenbildes: ein schräg vorspringender Erkerbau mit eingemeißelten allegorischen Figuren, eine geschnitzelte Tür mit einem plumpen Messing-Löwen als Klopfer, Steinwerk, das wie gekräuselt, und Holzwerk, das wie gewunden und geflochten erschien. Aus einem kleinen Fensterloche sahen sie von einer weißen Haube bedeckt den müden Kopf einer alten Frau herunternicken – das einzige Leben, das auch jetzt an diesen verstaubten, blinden Fenstern sich zeigte. Als der Zug aber näher kam, von unermüdet wiederholtem Gesange getragen, tat doch die eine oder andere Tür sich auf, und neue Sterne gesellten sich dem wandelnden Schwarme zu, die leuchtende Kette vergrößernd und den etwas unsicher rhythmisierten Gesang verstärkend.

»Nun das Kerzchen angebrannt
und den Kürbis rasch zur Hand!
Lustig, lustig, fallerallera:
Heut ist Martins Abend da!«





Und sie schienen sich an ihrem eigenen Gesange immer mehr zu begeistern. Die Bewegungen der leuchtenden Kugeln wurden heftiger; manche beschrieben große Kurven in der Luft, überholten sich gegenseitig, rückten dichter und drängender aufeinander; und hier und da sprang plötzlich, von einem Juchzen begleitet, ein Leuchtball für einen kurzen Augenblick hoch über den Schwarm der anderen hinaus.

Jetzt fiel auch ein Papierlampion den Beschauern dieser Szene auf, ein großer, gleichfalls runder und gelber Lampion, durch sein minder gedämpftes Licht und durch seine besondere Größe vor den Kürbislaternen sich noch hervortuend. Etwas Taumelndes war in seinen Bewegungen, als würde er von einem Betrunknen getragen. Gewaltsam prallte er gegen die benachbarten Kürbisse, bald rechts, bald links, bald vorwärtsspringend, bald sich rückwärtsbäumend. Und die getroffenen Leuchten schwankten stark, und mit ihnen schwankten die Stimmen ihrer Träger. Hartmann sah mit besonderem Interesse, wie unter diesen wackelnden Kugeln sich förmlich eine schwerfällige Rauferei entspann. Das Schlagen und Stoßen der Papierlaterne ward immer heftiger. Dabei war ihre Bemalung besonders grotesk: Tolle Fratzenbilder gaukelten durcheinander, unförmige schwarze Gesichter mit großen ausgesparten Augen, die phosphor leuchteten, vom stets sich ändernden Lichtspiel durchzuckt und phantastisch belebt. Und der Teufelsballon schwang sich in gewaltsamem Sprunge hoch, über einem großen, doch ziemlich niedrig dahingleitenden Kürbis schwebend, und pfeilte dann raubvogelartig auf ihn hinunter. Aber es kam nicht zu dem gewollten Zusammenprall: Während des allzuraschen Schwunges fing der Ballon Feuer. Jäh flammte es auf, hastig das Papier zersetzend und vernichtend. Dafür aber war ein anderes Gesicht jetzt erkennbar geworden, ein flackernd bestrahltes, wutverzerrtes: das des Trägers. Hartmann wie

Falke machten bei diesem Anblick eine Bewegung des Erstaunens. »Ein Teufelsbursche!« sagte der eine, bemüht, bei dem Schein der rasch sich verzehrenden kleinen Feuersbrunst dieses auffällige Gesicht eines offenbar zum Verbrecher vorherbestimmten schwächtigen Knaben zu betrachten, auf welchem nichts als Niedrigkeit und Tücke sprach. Falke aber murmelte wie bestätigend nur ein »Natürlich!« vor sich hin.

Bald war das dünne Papier des Lampions von der Flamme verzehrt, und das Gesicht seines Eigentümers tauchte wieder ins Dunkel, nachdem er den letzten glimmenden, schwelenden Fetzen unter seinen Füßen zertreten, ja ein paar feuerzüngelnde Streifen mit unempfindlichen Händen zusammengeballt und ihre Flammen gleichsam erwürgt hatte. Aber man konnte den nunmehr Fackellosen auch weiterhin verfolgen. Offenbar hieb sein leerer Stock nach vorn sich eine Gasse durch das Gewühl der Kürbisträger; denn man sah die leuchtenden Kugeln vorn sich zur Seite drängen und ducken und hörte durch den Gesang einen lachenden, kreischenden, sich stetig wiederholenden Schrei, der immer weiter in die vorderen Reihen stob und sich so für die beiden Beobachter allmählich verlor.

Nun hatten sie wieder das anfängliche Bild vor Augen, die ungestörte Heiterkeit der unablässig singenden Kinder und ihrer gelben Kugeln froh bewegte Lust. Ein friedlich wallender Feuerstrom zog zwischen den Häusermauern dahin, so weit sie auch blicken mochten; den kleinsten Nebengassen entfloßen Feuerbäche: Feuer durchflutete die ganze Stadt. Es war das Element der Freude, der schlicht gedankenlosen Daseinslust, das sich, von Kinderhänden gehätschelt, gefügig zeigte wie ein gutes großes Tier und fromm in sanften Windungen dahinkroch. Überall leuchteten seine gelben Buckel und Schuppen, zogen sich eng zusammen in den Gassen und dehnten sich auf den Plätzen behaglich aus, auf breitem

Rücken den Jubel tragend, der von unermüdeten Kinderlippen aufstieg. Entflammten Herzens ganz in diese Sternenwelt verloren, bedurften sie der kleinen gelben Sterne nicht, die in unermesslicher Höhe über ihnen nur fahl am matten Winterhimmel gleißten.

Konrad empfand beinahe etwas wie Ergriffenheit vor diesem unaufhörlich sich erneuenden Schauspiel, diesem Kinderkreuzzug des Lichts, zu dem die Jugend der ganzen Stadt in einer Art instinktiver Feueranbetung berauschten Sinnes sich zusammengefunden hatte, und einem seit Jahren ihm eingewurzelt bedürfnis folgend, rief er, selbst wie ein Kind in diesem Augenblick, nach seinem Weibe.

Die Lieder des Abends (1919)

Sternenblick

Ein jedes Herz und jedes Hirn,
das sich und seine Welt bedenkt,
ist regsam leuchtend ein Gestirn,
das gottwärts seine Fährte lenkt.

Auf jedem Menschenangesicht
seh ich ein Schimmern zart und stet,
das wie aus Weltgewölke bricht,
weil Gott durch Endlichkeiten geht.

Doch wenn ihr nachts die Augen schließt,
geht heimlich eure Seelenkraft
der Urkraft nach, daraus sie fließt,
auf treuer Weltenwanderschaft.

Und öffn' ich dann die Scheiben weit,
seh ich in golddurchstirnter Bahn
den dunklen Blick der Ewigkeit
tief blauend vor mir aufgetan.

Nachtgang auf der Milchstraße

Hoch auf des Himmels bleichem Schleierpfade
trägt mich des Mitternachttraumes reiche Gnade.
Ich wandre ewge Zeit durch Weltenruh.
Bisweilen stockt mein Fuß vor goldnen Sternen,
und manchmal bück' ich mich, sie aufzuheben,
und lasse blank aus Hand in Hand sie schweben;
und manchen send' ich als des Traumesfernen
Kometengruß der alten Heimat zu.

Capriccio

Die Nacht zählt still ihr Sternengold zu Haufen,
als wollt sie alle Frucht der Felder kaufen.

Jedoch zwei grundverdächtige Gesellen
versuchen schon, der Nacht zuvorzuschellen –:

Rauh reibt der Wind sich an den Radenstengeln;
da klingt es wie verhohlen leises Dangeln.

Der Mond schleicht im Getreide, scheu und still,
wie einer, der verschwiegen sicheln will.

Das Meer entschlummert

Das Meer, das sich in Tagesbläue sonnte,
spielt mählich sich mit Tang und Quallen müde
und steigt gen Nacht, als ob's am Horizonte
den Feuerberg der Sonne auf sich lüde.

Fern zu des Firmamentes Sternenhelle
entfliehn die Segel von der dunklen Fläche.
Bisweilen kräuselt schäumend eine Welle,
wie wenn sie mit sich selbst im Schläfe spreche.

Vor dem Herbst

Ihr könnt den Gott der Fluren nicht mehr kränzen.
Schon liegt die brache Krume braun und kahl,
und hakend in den Heckendornen glänzen
verwehte Halme gelb im falben Strahl.

Die frohen Sänge klingen fern verloren;
zerflattert fault der allzu lose Mohn.
Schon offenbart sich den bereiten Ohren
des reifen Lebens feierschwerer Ton.

Erlernt, die leeren Hände neu zu binden,
ob ihr ein bleiches Glück des Herbstes bucht;
und seht bewegt den Wandervogel schwinden,
der südwärts neue Sommer sucht.

Gesperster

Wenn herbstliche Hände die Gärten verlästern,
entsperrn sie Gespenster den nächtigen Nestern.

In Reigen entsteigen sie schweigenden Eiben,
zerdrücken mit bückenden Rücken die Scheiben

und langen mit Huschen in hangende Luken,
um Wangen erbangender Schlummrer zu spuken,

die zappelnd die flackernden Fäuste nur zücken,
als schlägen sie jückend nach tückischen Mücken.

Die lachen in krachenden Kacheln indessen,
und kollern in Kellern, und sind wie besessen

durch Essen in nässenden Nachtwind entwunden
mit Fratzen von Katzen und hatzenden Hunden.

Kaum nahe vernommen, entfahren sie in Fernen
und klirren in Kästen verlöschter Laternen, –

entfesseln die Pferde, im Koben die Kälber,
umtoben, verfolgte Verfolgter, sich selber,

die sacht wie Insekten im Nacken sich necken,
in Inseln von Binsen sich stickend verstecken,

im Dickicht in dämpfender Dunkelheit ducken
und Ungeduld duldend die Zipfel schon zucken,

bis schattenverschwistert sie schweigend sich reigen
und knisternd dem Ginster Gestirne entsteigen.

Der Denker

Der kaum, wie schlafbefangen, tief beschaulich
den Markt betrat, versenkt in seltne Welten,
steht zaudernd bald, umwallt von den Gezelten
des Werkenden, und weilt. Doch wie vertraulich

des Marktes weiße Tauben ihn umschweben
und auf der Schulter leicht sich niederlassen,
er wird es nicht gewahr. Die Hast der Gassen
treibt seiner Rast vorbei; und hingegeben

der lichtgeäugten Göttin mit der Eule,
sieht er die Jünger nicht sich grüßend neigen
und steht am Weg in stetem, schwerem Schweigen
wie eines Heiligen geweihte Säule.

Und wenn die Tauben bald zum Schlag entfliegen
und rings entschläft Gewerk und schlaffes Treiben,
wird er in wachem Schlaf versteinert bleiben
und Mond auf seiner bleichen Toga liegen.

Nonnen

Nach Mittag gehn die beiden braunen Nonnen
zum Garten mit dem steinverwahrten Bronnen.

Vereint bewegen sie den Stein zuseiten
und lassen lässig ihre Eimer gleiten.

Sich in den Knien halb hinüberneigend
erharren sie die kühle Füllung schweigend
und fühlen sich, von Sonne warm umschlungen,
gelockt zu sonnigen Erinnerungen.

Dann winden sie vereint die rostige Kette,
und bald ruht auch der Stein im alten Bette.

Und ihre schwer gefüllten Eimer tragend,
den leeren Arm im Gleichgewichte ragend,

durchschreiten sie die überwachsenen Wege
und finden sie von Sommerleben rege,

erlauschen goldner Hummeln dumpfe Bässe
im herben Duft der Kapuzinerkresse

und sehen sich mit trunknem Flügelschlagen
zwei blaue Meisen durch die Hecken jagen. –

Noch abends, wenn sie in vernutzten Bänken
die Blicke auf Legendenblätter senken,

schwebt in den Schatten ihres Wimpernsaumes
das Leuchten des verschwiegnen Sommertraumes.

Der Erzieher

Früh von der Einsamkeit ihm ausgehändet,
lernt ich die Welt des weißen Lichts erblicken:
wie sich in Birken, Weizen, Schaumkraut, Wicken
der Schöpfer an den Schauenden verschwendet.

Wir lauschten junger Stare erstem Stammeln,
des reinen Blattes rollendem Entfalten;
und alles riet er reifend zu behalten
und sacht in Sinn und Seele einzusammeln.

Er führte früh mich auf der Menschen Märkte,
wies mit ihr Wesen und die Wahl der Trachten
und hieß der Stickerei, des Stoffs zu achten,
daß er die Lust an Form und Farbe stärkte;

und nannte mir die Bräuche und die Namen,
mir Zug um Zug der Menschheit Bild zu zeigen,
und füllte mich mit Schwere und mit Schweigen
wie eine randgeschwellte Kapsel Samen.

Die hoch gestaute Wißbegier zu stillen,
ließ er mich das Gesicht der Zeiten sehen
und lehrte mich im großen Weltgeschehen
den alles wirkenden gewissen Willen.

Und wenn dann Nebelnächte brauend bange
die Schleierwogen um die Scheibe zogen,
so gab er meiner Hand den schlanken Bogen
und hob die braune Geige mit zur Wange,

daß ich es prüfend auszusprechen trachte
und leuchtender zum keuschen Lichte hebe
– reif, wie die Traube schwillt am Stab der Rebe –
was schwer geschlummert in verwehrtem Schachte.

Und wieder, wenn der maiengrüne Hügel
sich Blüten wob im duftigen Gesprenkel,
hob er zu Roß mich, und den Schluß der Schenkel
erlernt ich und den Zwang von Zaum und Zügel

und tummelte die glatten Gäule müde; –
sie flogen lang mit weiß beschweißten Flanken;
ich aber klopfte sie, dem Ritt zu danken,
und kläffend grüßte mich der rüstge Rüde.

Doch wenn im schnellen Wechsel der Gezeiten
des Lenzes Schmuck, des Sommers Wunder schwanden,
verband er mich dem All mit bessren Banden,
und selige Labe ward sein sichres Leiten.

Im Wandern auf der herbstlich braunen Brache
ersproß aus jedem Worte Offenbarung:
Musik und Sinn, Empfindung und Erfahrung, –
die spröd gewähnte Wunderwelt der Sprache.

Und mühelos erblüht mit einem Male,
erklang mir neu, was längst die Lippen kannten:
die körnig sichre Kraft der Konsonanten,
die strahlenreiche Reine der Vokale.

Da schritt ich durch der Schöpfung schönste Pforte:
Im mild gelenkten Hauche meines Mundes
war Weisheit und Musik des letzten Grundes:
der Weltengott gebar den Gott der Worte, –

daß ich im leicht geschichteten Gedichte,
in Strophen, die wie reiner Weihrauch lohten,
dem unvergessnen gotterkornen Toten
dies schlichte Mal der Dankbarkeit errichte.

Rumpelstilzchen

»Heute back ich, morgen brau ich,
übermorgen hol ich der Königin ihr Kind;
ach wie gut ist, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiß!«

Bestrahltes Felsgeklüft rahmt fremd ein Bild –:
Ein emsig Männchen in der mosigen Lichtung
legt trockne Scheite zu durchlohter Schichtung
dem Tiegel unter, drin des Mondes Schild

sich spiegelt auf dem Sud, der gährend quillt.
Oft neigt er prüfend sich zu näherer Sichtung,
raunt drohnde Strophen rauh geratner Dichtung
und eilt und schleppt und summt und lächelt wild

und wirft, die er in vollen Fäusten trug,
die kundige Mischung trocknen Kräutersamens,
bis schwebend blau und klar die Flamme schlug.

Dann hastet er im Raum des Felsenrahmens
und tollt und tanzt und tut sich kaum genug
am krausen Klang des ungekannten Namens.

Rapunzel

»Rapunzel! Rapunzel!
Laß mir dein Haar herunter!«

Ich strahlte Nacht für Nacht mit breiten Kämmen
den goldnen Strom der wogenschweren Haare;
nun wallen sie als eine wunderbare
bestrahlte Flut und sind nicht einzudämmen.

So rankt kein Birkenlaub von bleichen Stämmen.
Und wenn ich in die weichen Schleier fahre
und reiche sie hinaus, die sommerklare
tiefdunkle Nacht mit Gold zu überschwemmen,

erwacht die Nachtigall in Tau und Kühle
und strömt in die berückten Himmelmeere
und in mein Lichtgelock so süße Schwere,

daß, naht der Knabe, sich emporzuschwingen
in Duft und Glanz, ich in den goldnen Ringen
die Last des schlanken Leibes kaum noch fühle.

Ins Ziel

Mit jedem Atemzuge trink ich Tod
und sauge mich dem Saum der Nächte näher,
den niemand, der ihn hob, als freier Späher
durchschritt, auf daß er kehrend Kunde bot.

Doch fahr ich sicher, sonder Qual noch Spiel,
vom Quell zur Mündung in das Abendfeuer
und richte klar den Blick, die Hand am Steuer,
in meiner Reise unverrücktes Ziel.

Ruhender Seehund

Gelagert auf dem blau bestrahlten Steine,
läßt er die Fluten von den Flossen triefen,
die sich im Meeresmorgen müde liefen.
Von prallen Poren perlt die salzig reine

gewürzte wellensatte Luft. Und seine
gesenkten Lider sind, wie wenn sie schliefen, –
und bergen doch das Wissen seltner Tiefen:
der Algenwelt und der Korallenhaine.

Sein Blut bewegt der Welle dunkler Wille,
daß sie zur lichten Ebene sich bahne.
So labt er sich der sturmentleerten Stille;

und blinzt er zu der Wolken weitem Plane,
entleuchtet der durchfeuchteten Pupille
die klare Ewigkeit der Ozeane.

Mein Reich

Reich meiner Worte, die ich reifend wählte!
Du einst ein Garten schmiegsam junger Gerten,
nun ruhestarker Stand von speerumsperren
saftschweren Schäften, die der Nord sich stahlte:

Wie dir auch Winter rauh die Rinden schälte
und Stürme kreiselnd an den Kronen zerzten,
du wußtest dein Geäste wohl zu härten,
bis sich der Kraft die Milde spät vermählte.

So ragst du rund in sonnengoldne Reine,
und deine Wipfel sind wie Siegesfahnen,
zum Fest gehißt auf heilig stillem Haine;

Gedüft dringt wolkenwärts wie Götterrahen; –
und Quadern lagern: schwere Opfersteine,
die an Gelübde der Entbehrung mahnen.

Im Büchersaal

In knappem Takte hackt die Uhr und treibt
die Zeit mit harten Schlägen vor sich her.
Doch berg ich mich im Büchersaal, so bleibt
die Zeit gestaut zu einem trägen Meer.
Das blinkt wie trübes Blei und schimmert schwer.
Denn Bücher sind wie Menschen, längst entleibt,
die in dem zähen Teere nie versinken
und blinden Blicks ins ewig Leere blinken.

Nachtgesicht

Ich schaue großes Wogen schwerer Schatten
am Horizont, wo dunkles Blüten war
und schwelend losch: Ein Nachtgiganten-Paar,
die brünstig sich in Krampf und Chaos gatten.

Ihr Atem keucht wie des Orkanes Sausen,
als zeugten sie erbittert eine Welt...
Doch da erschöpfter Schlummer sie befällt,
hör ich des Urmeers breiten Odem brausen.

Und schimmernd hebt sich aus des Weibes Schose
ein silbernes Gestirn, das schwebend steigt,
von keuschen Morgenwolken rot umreigt:
ein Tropfen Tau im Kelch der Weltenrose.

Fundstück (1919)

Etlichen jungen Damen

Was wir geheim bei uns beschlossen haben,
mag euer Selbstgefühl verdrossen haben;
doch leider glichen wir den dreisten Burschen,
die in den Krähenschwarm geschossen haben,
die leicht und kühn in alle Nester klettern
und jeden Fisch gleich bei den Flossen haben.

So bleibt es denn gewiß, daß wir euch alle
mit gleichem Appetit genossen haben.
Wir mochten euer zärtliches Entzücken
und weiches Schmachten nur zum Possen haben.
Wir waren jung und frech, und Frühling blühte,
da wir uns ganz in euch ergossen haben.

Nachtsonette (1919)



Die Uhr

In meiner Decke dunklen Balkenlagen,
dahin kein Sonnenstrahl die Zacken streckt,
liegt eines Wurmes morsche Welt versteckt;
der läßt nicht ab, die Nächte durch zu nagen.

Das ist ein düster schlimmes Uhrenschlagen,
das oftmals mich vom Schreibepult geschreckt,
das Todes allzuleichten Schlummer weckt,
ihn mahnt, die müde Beute heimzutragen.

Es scheint das Bohren in den braunen Bohlen,
das zäh den Qualbeladenen belauert,
mein rastlos hastiges Herz zu überholen, –

bis mir der Tod die Grabeskammer mauert
und durch die schlummerstille Gruft verstohlen
der Uhrenschlag der Ewigkeiten schauert.

Die Laute

Es liegt auf meinem Lager eine Laute,
gezimmert aus dem harten Holz der Zeder;
und jedes Leid, das mich befiel, und jeder
Erguß, der sich im herben Geiste staute,

durchbebte wie ein Hauch die schön gebaute,
noch eh ich ihn verriet der flüchtgen Feder;
und keusch und zart erzitterte der Zeder
erhabnes Herz, wenn ich mich ihm vertraute.

Nun aber zieht in nächtigen Einsamkeiten
auf ihren Griff, bestaubt mit grauen Flocken,
die Spinne ihre spärlich dünnen Saiten.

Und wenn zur Zeit, da bang die Stunden stocken,
des Mondes milde Finger drüber gleiten,
so tönt sie irr, erschüttert und erschrocken.

Das Bildwerk

Nicht Maler, Zeichner sein: nur bilden! bilden!
nur diesem stolz dahingestellten Stein
ein herrischer und mächtiger Meister sein
und, fern den glatten Könnern und den Gilden,
in heißer Qual der Nacht mit wuchtig wilden
Gebärden in das kalte Korn hinein
den Meißel keilen bei der Kerze Schein, –
bis aus den grauen Flächen und Gefilden
sich das ergrimte Haupt des Gottes hebt
auf Schultern, die dem Urgestein entstammen,
mit blindem Blick, der wie auf Wolken schwebt,
und faßt mein Glühn so groß in sich zusammen,
daß donnernd sein geweihter Berg erbebt,
wenn unterm Busch der Brauen Blitze flammen!

Die Nacht

Wenn rings die Gründe schweigend um mich nachten,
die Luft der Welt verhallt wie dunkle Sage
und fern der Himmel schwebt in goldner Wage:
schlag ich des Schaffens geisteschwangre Schlachten.

O Nacht! Wenn andre müßig dich mißachten,
bist du der Trost für meine trüben Tage;
denn wachend wie das Licht am Sarkophage
betreust du mich, in Huld mich zu betrachten.

Nie wird dein sanfter Schritt den Sänger schrecken:
Du kündest ihm die Wunder und die Zeichen,
die Schattenwelt zum Leben aufzuwecken.

Wie möcht ich gern, wenn grau die Nebel schleichen
gehüllt in deiner Dämmerung heilige Decken
mit deinen Sternenbildern still verbleichen!

Letzte Einsamkeit

O Einsamkeit! O von der Welt Verwaist-sein!
Mit einem späten Glanz und Glück Gespeist-sein!

Ich blicke reich zurück durch Himmelräume,
geruhig nach durchrungenem Gereist-sein.

Die Krone, die auf meinem Haupte leuchtet,
aus Goldgestirnen mußte sie geschweißt sein.

Nun lagr' ich über vollem Glanz der Sphären;
denn alle Einsamkeit gebietet: Geist sein!

Das alte Buch

Trübsinnig weht es, hoffnungsleer und kalt
von dieses Buches seltsam breiten Lettern;
aus Holzschnittbildern schaun die beiden Vettern:
Der feist und derb, – der andre fahl und alt.

Ihn trieb des Wahnes trügrische Gewalt.
Ich schau ihn über kahle Hügel klettern
und grimme verummte Schemen niederschmettern,
den Ritter von der traurigen Gestalt.

Wie dein Geschick so schwer aufs Herz mir fällt!
Zu Scherz und Schimpf schenkt dich der
Weihnachtsbote
samt Spiel und Kasperle der Kinderwelt, –
dich, dem Begeisterung unausbrennbar lohte! –
Jedoch des Träumers zähe Treue hält
dein düster bleiches Bildnis, Don Quijote!

Menschenloos

Dem Menschen wird kein menschlich Herz zur Stätte,
denn allem Menschlichen gebricht die Dauer;
auch hebt um jedes Herz sich eine Mauer,
und ihre Pforte sperren Schloß und Kette.

So wandern wir als kärgliche Skelette
durch dieses Tal der Tränen und der Trauer.
Am Ziele liegt der Tod auf sicherer Lauer
und wälzt uns in sein schlammgewühltes Bette.

Die Arche



von Max Bruns

Von den Nöchten
der Flut der Vernichtung
und des Traumes

Die Arche (1919)

»...Dann aber lag den Männern noch ein letztes, schwieriges Werk ob: alles Getier, dessen der Herr gedacht hatte, herbeizuschaffen und es in den drei Staffelnräumen der Arche unterzubringen. Das war für Kraft und Geduld eine harte Probe! Wohl wußte Japhet mit den weichen Lauten der Hirtenflöte den scheuen Sinn der Hindin und der Gazelle zu besiegen; wohl flogen, wenn er gurrend lockte, die buntkropfigen Tauben ihm auf die Schultern, und die goldgrünen Kolibris schossen erregt herbei und schwirrten durch die weit geöffnete Seitentür des neuen Hauses, um im Dunkel des Innern sich plötzlich ungewissen Fluges zu verflattern. Aber die Stiere und die Büffel zu bewältigen bedurfte es Sems schwerer, gesammelter Kraft; und den ungebändigten Sinn der großen Raubkatzen vermochten sie nur zu brechen, wenn Hams gewaltsam auflodernder Jägerungestüm sich mit wuchtig gehandhabten Schlingen und Fesseln über das Wild her warf, das bald überlistet, bald auch rauh und schonungslos überrannt und niedergeworfen wurde. Selbst Noah durfte in solchen Augenblicken der kämpfenden Gruppe nicht zu nahe treten. Seitab stand er, als die beiden Ältesten eines Wisentstieres wuchtigen Lauf mit herausfordernden Gesten gerade auf sich zu lenkten. Gereizt schoß der und grimmig heran, erbittert mit stumpfschweren Hufen den Boden zerstampfend; hinter ihm sprühten bunt dem Grund entsprossene Büschel, mit Grand und Mergel gemengt, vor ihm sprühte des Todes schnaubender Atem; zu spießendem Stoße starr ausgelegt stand hart das herrische Gehörn. Doch es pfiff, von erfahrener Hand geschleudert, die Schlinge des Ham. Sem rannte herzu; sie zogen und zerrten – und schwer warf des Riesen schwellender Arm den Schwarzen nieder. Es dröhnte derb von des mächtigen Viehs über

mannter Masse, die wuchtig und gewaltgewillt sich wälzte. Dann schlangen die sehnigen Männer sichere Schlingen um das, was aus der Masse herauszustoßen dort strampelte und Nahendes niederzutreten sich mühte, und legten mit Keuchen und Lachen einen verlässlich geknoteten Strick dem stürmisch Heulenden um Stirn und Gehörn. Sem aber schlug hohl in die schallenden Hände und schleppte und schleifte die gefesselte Wut stallwärts zur Pforte.

Die Frauen standen und staunten, furchtsam hinter Japhets Rücken gedrängt. Ada entsanken die Gebinde blühender Binsen, die sie gehäuft in Händen trug, und ganz von ihrem gelösten Schwall umgeben, stand sie wie eine kleine Nymphe da, voll Stolz und voll Bangen.

Sem schaute das reizende Bild mit halbem Blick; breit lachend rief er: »Verdammt undankbares Vieh! Schwer macht es der Rasende uns, sein russig schwarzes Fell ihm vor der Flut zu retten!«

Immer noch widersetzte sich ihm der Stolz des ungebärdigen Stieres. Die kleinen bösen Augen funkelten Blut, die Flanken flogen, schweißten und schwangen in rachsüchtig ringendem, raschem Rhythmus, die Adern schwellen, schwer peitschte der Schweif, die Fäuste des grausamen Feßlers furchtbar geißelnd, sobald sie seiner Kraft zu nahe kamen. Doch nichts half dem Niederworfenen sein Wüten und Schlagen; das schlingende Tau auf schleifender Schulter, riß unerbittlich der Riese den breiten Rücken ihm über den Rasen der Arche zu. Noah trat der nahenden Gruppe in stolzer Achtung zur Seite, den Hieben und Stößen des wuttrunkenen Tieres weislich ausweichend. Nur den vorgesehenen Platz bezeichnete der Alte mit ausgestrecktem Stabe; und von dort erscholl bald das Grollen und Grunzen des empörten Bewältigten, vor dem die Schreie der keifenden Papageien ängstlich verstummten.

Charles Baudelaire: Die Blumen des Bösen
(1922)

Aus dem Vorwort

Einen Dichter kann nur ein Dichter übersetzen. Und ein Dichter kann durchaus nicht Gedichte ›übersetzen‹; er kann nur dichten und abermals dichten; nur dem zum Ausdruck verhelfen, was ihm zum Eindruck verhalf. Ist dieses eines fremdländischen Dichters lyrisches Werk, so wird in der empfänglichen und ihm nicht völlig ungleich gestimmten Seele eine mystische Verschmelzung sich vollziehen. Und dann wird *zweier* Dichter Werk geboren werden; und beider Dichter Spuren wird es tragen, – störend dem einen Leser: dem philologisch gewillten; dem andern aber reizvoll: dem künstlerisch gewillten.

Denn Bilden, Formen, Gestalten: das ist nicht eine nach Willkür vorzunehmende Arbeit; derlei kann ohne einen tiefen seelischen Anteil nicht getan werden. Mit diesem Anteil aber ist es schöpferisch und von dem Geiste des Gestaltenden, und selbst des Nachgestaltenden, nicht mehr zu trennen. – Ich sage, was hier zu erwarten steht und was nicht.

Ein Dichter ist als ›Übersetzer‹ etwa in der Lage wie ein Maler als ›Kopist‹. Wenn Delacroix einen Rubens ›kopiert‹ oder Ingres einen Raffael, Manet einen Velasquez oder Marès einen Goya, so entsteht das nachgeschaffene Bild nicht unverändert neu. Um etwas derart zu erreichen, werden geringere Kräfte sich mühen – und werden immer sich vergeblich mühen: Wer wollte dem Kunstwerk den Charakter des Einmaligen je rauben? – Ich rede also nicht der Willkür, sondern der Persönlichkeit das Wort; ich spreche für die künstlerische Leistung, – die einzige, die hier erstrebt werden konnte.

Garten der Ghaselen (1925)

Ständchen

Mag August uns mit Gewitter schlagen
und vom Fliederbaum den Flitter schlagen,
dennoch soll er deinen Troubadour
nicht zum blassen Leichenbitter schlagen.

Lockend will ich gleich der Nachtigall
weich vor deines Gartens Gitter schlagen.
Lugend vom Balkone siehst du mich
zierlich die verliebte Zither schlagen

(aus den Saiten blaut ein Funkenspiel,
wie vom Feuerstein die Splitter schlagen);
und du läßt mich ein und wirst mich hold
zu der Liebe treuem Ritter schlagen.

Das Ungewisse

Wir werden dauernd die Bedrohten sein,
die rings von Fährlichkeit Umlohten sein.

Wir werden treibend über tiefer Flut
nur wie auf bretterleichten Booten sein.

Ein dumpfes Gurgeln drängt empor vom Grund; –
soll es der Warnungruf der Toten sein –?

Novembernächte

Wie nackt die Nächte nun und wie sie kalt sind!
Sie drohn mir Tage, die schon dämmernd alt sind.
Versehnt lausch ich nach Liedern überm Feld,
die mit des Herbstes Helle längst verhallt sind.
Den Schlag des Herzens dämmen Schemen ein,
die wie von überweltlicher Gewalt sind.

Lemuren hangen um des Daches First.
Wie grimm sie in die Krampen eingekrallt sind!
Ich sah sie droben wuchten, wie sie grau
und von bestürzend teuflischer Gestalt sind.
Sie äugen durch die Nacht in meinen Schlaf
so seelenlos, wie wenn sie von Basalt sind.

Mir selbst

Schreckt, Dichter, nicht ein frühes Ende dich?
Beglückt das Wirken deiner Hände dich?
Fühlst du nicht täglich, wenn das Licht dich grüßt,
an einer neuen Lebenswende dich?

Erbau die Welt mit schöpferschwerer Brunst!
Wirf dich durch Nacht und Glanz! Verschwende dich!
Doch Gold sei jede Gabe, die du reichst,
geläutert und erlaucht –: Vollende dich!

Abendrot

Am Himmel nach des Herrn Gebot gebettet,
versinkt das Licht, in Wolken rot gebettet.
Doch sicher bleibt der Erdenball im Raum,
ob auch von dunkler Nacht umdroht, gebettet:
Er ruht im heiligen Schoß der Ewigkeit,
von Himmelslichtern mild umloht, gebettet.

Bald liegt, o Mensch, in letzter Dunkelheit,
was lachend dir das Leben bot, gebettet.
Dir wird der Leib, so stolz dereinst und reich,
auf schweißigem Tuch zur Sterbensnot gebettet.
Mag dann dein Geist, vom Abendschein verklärt,
die Stätte weihn, da dich der Tod gebettet!

Blick in ein Heiligtum

Schlafübermannnt fand ich die Wachen nicken;
so durft' ich in des Hauses Rachen blicken –:

Im Garten wogt der Kirschenblüten Flor;
die schmale Pforte überdachen Wicken;
und Vogelschwärme schwirren ungescheucht,
die aus den Schalen rings, den flachen, picken.

Im Dämmergrund des träumenden Gemachs
beut ein Idyll sich meinen schwachen Blicken:
Zwei Frauen, die am Webstuhl sich mühn
und einen kobaltblauen Drachen sticken.

Kreatur

Der Menschen Du aus trägem Ton geschaffen:
hast Du sie Dir zu Spott und Hohn geschaffen?
Am Acker, den mit Dornen zu verflucht,
hat müd der Mensch nach Deinem Drohn geschaffen.

Doch hast Du Deiner Gärten goldnes Gut
und runde Rinder ihm zur Frohn geschaffen,
erfüllter Treue tiefe Seligkeit
und linde Liebe ihm zum Lohn geschaffen,
dem Leid, das seinem Schoße schwer entquillt,
der Menschenträume milden Mohn geschaffen
und als der Menschheit seliges Ebenbild
in Schmerz und Schönheit Deinen Sohn geschaffen.

Was Deines Geistes Feuer uns gereift,
bleibt von Aeonen zu Aeon geschaffen
und jedes Lied, das Dichtermund Dir weiht,
zur keuschen Krone Deinem Thron geschaffen!

Nachtlied für die Geliebte

Die Blütenkelche beben, wenn es nachtet.
Wie scheu wird alles Leben, wenn es nachtet!
Den Vogel, der im Glanz die Brust gewiegt,
siehst du zum Neste streben, wenn es nachtet.

Nun sänftigt sich in mir der laute Tag:
Die Flut wird glatt und eben, wenn es nachtet.
Mich trägt es mondhinaus: Es kann der Geist
am Wust der Welt nicht kleben, wenn es nachtet.

Schon hüllt sich fern das Land in weißen Traum.
Welch wunderbares Weben, wenn es nachtet!
Wohin verlockt mich's? O Geliebte, laß
zu Dir das Herz mich heben, wenn es nachtet.

Dir weih ich gläubig jedes Tags Beginn:
Dir will ich mich ergeben, wenn es nachtet.
Das Dunkel droht: Schick Deine Liebe aus,
mich schimmernd zu umschweben, wenn es nachtet!

Gastliches Lied

Reiht euch rings an meinem Tische,
daß ein jeder sich erfrische!
Glotzend von der Silberplatte
lädt der Butt, der Fürst der Fische,
während im gekränzten Krüge
ich den Saft des Südens mische.

Vögel zwitschern, Palmen nicken
mit des Fächers Flederwische.
Nun herbei das heilige Feuer,
daß vom Rum die Flamme zische!
Loser Liebe leichte Götter
lügen aus der Gartennische...

Stimme des Ewigen

Ich bin der Glanz, den du nicht sehen kannst.
Ich bin der Pfad, den du nicht gehen kannst.

Ich bin der Hauch, den du mit aller Kraft
der starken Lungen nicht verwehren kannst.

Ich bin das große, ewig gültige Reich,
das du empfangen nur als Lehen kannst.

Ich bin der Grund, den nie dein Geist ermißt!
Ich bin der Fels, da du nicht stehen kannst!

Das Ghasel

Laß das Ghasel nicht ellenlängenlang sein,
laß es gedrungen oder zierlich schlank sein;
und was des Reimes Thyrosstab umflicht,
laß es ein sinnvoll liebliches Gerank sein;

denn alles soll voll Duft und Melodie,
voll Licht und Farbe, voller Schmelz und Klang sein
und jeden Mund verschönen, der es spricht:
Dann wird ein Lob aus schönem Mund ihm Dank sein!

Eine Stimme

Ich hab mein Dasein himmelwärts getürmt;
ich hab es hoch aus Lust und Schmerz getürmt.
Auf steiler Klippe über meinen Fluten
schuf ich den Feuerturm, aus Erz getürmt.
Dann hab ich mich entrückt aus Deiner Sphäre
und mein Gedenken Dir aufs Herz getürmt.

Selige Reise (1926)

Terzinen vom Dichter

Unwirklich Reich der wertverwirrten Worte:
wie wirst du klangvoll, dufterfüllt und klar,
führt uns der Sänger festlich durch die Pforte!

Was wirr um Zukunft ringt, was ist und war,
nun klingt es, daß es klingend sich verkünde,
und Urverborgnes tut sich offenbar.

Die Silben bilden wie von selber Bünde...
und blenden erst... und leuchten mählich mild...
und grünend grüßen dich die letzten Gründe.

Der Dichter spiegelt im Gorgonenschild
die Welt der Tiefe; und sie starrt ergriffen
und kündet dir bezaubert, was sie gilt.

Er leitet dich an den Sirenen-Riffen;
durch Feuer-Prüfung folgst du seinem Spiel,
er reicht dir Waffen, wehrhaft scharf geschliffen.

Nicht fehlt der zähe Denker je das Ziel,
wenn seine Silben ihm den Bogen spannten;
aus fährdevollem Wirbel lenkt sein Kiel.

Bald wird er Worte stark und kräftig kanten,
bald läßt er andre leicht und lässig sprühn
wie Wellenschaum von eines Kahnes Wanten.

Hier heißt er Glieder göttlich nackt erblühn;
dort mag er das Unmögliche ver mummen.
Er läßt das Schlechte sich aus Schlacken glühn

und sammelt es zu goldgemünzten Summen;
und wo nur flüchtger Ahnung Flügel wehn,
kennt klangvoll seine Stimme kein Verstummen.

Er hört im Hain der Gottheit Boten gehen;
er deutet die satanisch dunklen Dünste
und weiß von jedem schändlichen Geschlecht.

In seinem Schooße braun die bösen Brünste;
er ist der Keusche mit dem Glorienschein:
Er kennt die weißen und die schwarzen Künste.

Er sammelt in der Silben seltnem Schrein
Dinge, die dräuend aufeinandertrafen,
verinnerlicht zu klingendem Verein.

Was je, enttaucht der Menschheit engem Hafem,
sich karg auf des Geschehens Kette rieh:
es geht als Tat in seinem Busen schlafen –
und es erwacht als Melodie.

Westfalen-Terzinen

Du ungebrochener Grund, der mich gebar,
du roter Erde rauheschaffner Schoß:
Aus Heide, Marsch und Moor ringt sich der Mahr

von deiner Mütter dunklen Nächten los,
und was sie leben heißen, wird im Hauch
der herben Tat, im Graus der Sage groß.

Noch regt den Eichengrund der blutige Rauch
der Römlinge, die Rachsucht niederschlug;
noch lugt Wälvaters Roß nach altem Brauch
vom braunen Giebel über Ramp und Bruch –
und johlend wüetet Wodes Jagdgebrauch
durch trüber Herbstnacht wolkengrauen Trug.

Doch traf die Sächsegötter Gram und Leid,
da König Karl das Sakrament erzwang
und vor der Gottesmagd im blauen Kleid,

erschüttert von der Orgel schwerem Klang,
der Herzog selbst die harten Kniee bog; –
der Götter Fluch verscholl im Lichtgesang.

In deine dunklen Eichenkämme zog
die Sippe der Verbannten grimmen Grolls,
wo finstre Fehme Rat und Recht erwog.

Und wie der Eiche unverjährtes Holz
wächst deines Volkes Kraft aus schwerem Grund:
verschwiegen, mannhaft, kernig, starr und stolz.

Doch fährt der Gottesfunken großer Fund
hernieder auf kometenhafter Bahn,
wühlt sich der Geist in wirren Träumen wund –:

Durch Platz und Gassen wächst der wüste Plan:
In gottgemarterten Gemütern krankt
der Wiedertäufer wundertiefer Wahn, –

bis selbsterschüttert ihr Gewissen wankt
und hohnerhöht die Schneiderkönigsbrut
im luftgen Gitterkasten kirchlich prangt! –

Nun aber schärft, von Wust und Wahn geruht,
der Waffenschmied sein Werk nit harter Schneide;
und wesernieder geht des Landes Gut:

auf Wellen, nachtgenährt in Hain und Heide,
zum Ozean, zur neuen Welt zu ziehen. –
Doch an der Welten herb entschlossner Scheide
wacht kraftvoll drohend Karols Paladin!

A la manière de Mosjeh Spitzweg

Terzinen von der guten alten Zeit

Ich mag den wachen Augen nicht mehr trauen
in dieser Gassen grauem Labyrinth –:
So dürfen Dichter nur in Träumen bauen!

Die schnurrig schnörkeligen Giebel sind
verwittert und verworren und verwildert;
doch auf den Scheiben, bucklig, klein und blind,

glänzt Maienabendsonne, sanft gemildert...
Nun kommt der Kommandant. Im Schilderhaus
erscheint ein bärtger Landsturmmann und schildert

und ruft die ganze Ronde brav heraus, –
bis der Gewaltge sich hinwegbegeben.
Dann labt er schmatzend sich am Abendschmaus.

Inzwischen zögert noch ein letztes Leben
am braunen Bronnen, wo zum Plauderwort
der müden Mägde schwere Krüge schweben.

Dann sind sie fertig. Und dann ziehn sie fort,
sich wiegend mit den haupterhobnen Krügen.
Der Posten sitzt am sichren Schilderort

und schnarcht, Gewehr im Arm, in schweren Zügen.
Auch scheint der Brunnen, Ewigkeiten wach,
der nächtgen Stadt als Wächter zu genügen:

Gleich blankem Säbelbogen flink und flach,
wölbt sich der Fall der Wasser leicht und leise;
und Regenreiter sichern Fach und Dach.

Doch unten ordnen sich zu krausem Kreise
acht Musikanten, sacht hervorgetaucht.
Ein Stündchen steigt zum Ständchen ihre Weise.

Zwei flüchtige Flöten flattern fein gehaucht;
zwei Viggolinen gleiten in Figuren;
des Basses Därme brummeln wie verbraucht;

das weich gewundne Waldhorn tönt naturen;
die Pikkolnickt und knickt und reverentz;
die Trombe dröhnt wie dumpfe Kirchenglocken.

Am Fenster lauscht ein Mädchen, lichtbeglänzt,
den Sinn von sanften Weisen vollgesogen,
des Scheitels Blond von Blumen keusch umkränzt...

Dann sind die Musikanten fortgezogen.
Das Brunnenwasser plätschert weich und fließt
in flinkem säbelflachen Silberbogen, –
indes die Schöne sacht die Scheibe schließt.

Ein jeder stirbt den Tod, den er gelebt. – M.B.

Terzinen an meinen Tod

Du kannst mich würdig niemals »überwinden«,
wenn dich mein Leben mühsam nicht ernährt:
du würdest nie zu deinem Frieden finden!

Ich bin das Wunder, das sich dir gewährt;
ich weiß mich deines Wesens Herd und Hürde;
der Klügere weiß ich mich, der dich verklärt.

Belehn' ich dich mit dieses Leibes Bürde,
so brech' ich dem Gebrechlichen das Brot,
der ohne meinen Wert verkümmern würde.

Der sich dir lebend nur als Beute bot,
macht dich zu seinem niedern Spiessgenossen:
Sein Argwohn fürchtet den ›Gevatter‹ Tod!

So sehn sich Räuber düster und verdrossen,
wenn nach dem Mahl die Lichter ausgebrannt
und der geraubte Freudenwein vergossen;

und jeder blickt dem Spähenden gespannt
nach allen Gesten, die sich gierig rühren,
und nach der Habe in verhohlner Hand...

Ich will dich nicht verschämt in mich verschnüren,
gleich Frauen, denen früh die Frucht entfällt
und denen dürftge Embryos gebühren.

Noch berg' ich dein Erwachtssein dieser Welt;
doch wenn sich meines Leibes Pforten spalten,
wirst du es sein, der groß den Auszug hält.

Im Stillen mußt du dich aus mir gestalten;
und lebt' ich kläglich, du gerietest klein –:
Dein armes Heil ist ganz in mir enthalten.

So sollst du mir ein sichres Uhrwerk sein:
An meiner Tage marmorreinem Male
hält klar auf Mitternacht der Zeiger ein;

und wie die Frucht sich schält aus reifer Schale,
gehst du, ein voll Entfalteter, hervor:
denn ragend wölbt' ich dir die Kathedrale.

Du bist der Schweigende, den ich beschwor,
und lugtest früh durch meines Lebens Lücken
wie Sterne durch der Wölbung blauen Flor.

Du mußt dich in meinem Blute bücken
und lange warst du stumm in mir und klein;
spät will ich dich wie mit Geschmeide schmücken –
und du wirst gross von meiner Gnade sein!

Terzinen vom großen Kometen

Schon lang hat ihn die zage Zeit geahnt,
der brausend in berechenbarem Bogen
sich nun den Weg zum Bau der Erde bahnt.

Das war kein leerer Lug des Astrologen –:
Gott hat die Menschheit rächenden Gerichts
in seines Grimmes Schalen schwer gewogen.

Er nahm den Nachtkometen aus dem Nichts;
und der Verderbnis Losung, rot zu lesen,
erglomm im Schein des blutdurchschwemmten Lichts.

Ein überweltlich wunderbares Wesen, –
ein Glutgestirn aus wild versprengter Bahn, –
ein Rutenbild, – ein Geißlerstrick, – ein Besen –

zog nahend durch der Nächte Ozean,
und grausig in des Riesenrohres Grenzen
verwirrte er die Weisen, die ihn sahn.

Verkündend mit den kühngeschwungnen Schwänzen
zeugt der Kometen tausendjähriger Zug
Zerstörung, Krankheit, Krieg und Pestilenzen.

So war der Traum der Ewigkeit Betrug?
Ein Taumel rast: Vom schmalen Lebensschmause
dünkt keinen des Genossen genug.

Die Schar der Nonnen läßt die keusche Klausel:
Der Brünste langgeborgne Glut entbrennt.
Falerner strömt in jedem Freudenhause.

In Koller, Flaus und Wams, die keiner kennt,
sprengt nachts ein Zug auf blutgespornten Gäulen
am feurig übermalten Firmament.

Gewaltge Fledermäuse schwirren, und Eulen
ziehn laut in schwarzen Schwärmen übers Land.
Die Trommeln drohn. Die Feuerglocken heulen.

In der Verstörung brausend wüstem Brand
hält Einer nur sein Herz in sichren Händen:
der des Kometen Kunst zuerst erkannt.

Er schweigt zu ihrem schwelgenden Verschwinden:
Sein Geist, auf die erspähte Spur gespannt,
hat überwunden, was nicht abzuwenden.

In Wut und Weltverwirrung unverwandt
und stetig wie des Himmels letzte Stütze
auf der Rotunde hohem Mauerrand
wacht unbewegt die rote Magiermütze.

Magische Nacht

Genährt vom Verlangen nach dem süßen Glück der Liebe reifte ihr Leib. Die Hüften wölbten sich. Ihr Gang war fest und stark – und blieb doch schwebend wie ihr Gefühl, das nirgend ganz sich zu verankern wagte. Und ihr Antlitz war zart und ihr Auge tief von einer Weibessehnsucht, die nur um einen niemandem bekannten Traum sich wand. So war Miolanda, die Sehrende. In Nächten, da der Mond ihr Lager besuchte und die weißen Wolken Zauberschlösser aus Silber in den Äther bauten, legte sie die Hände um die Wölbungen ihrer Brüste und fühlte sie mit wonnigen Schmerzen schwellen. Dann hauchten ihre Lippen einen Namen, der ihr doch verwehrt war –: »Maruhbu!« Und über das rätselhafte Blau der Augen taute es ihr warm und feucht.

So litt Miolanda an der Qual der Liebe – und konnte doch dem Manne nicht zürnen, um den sie so bitter Schmerz empfand; denn ihr Herz war gut und weich und schmolz in Lust an dem Geliebten, ob sie ihm gleich nie die Tiefe ihres Gefühls verraten mochte. Wohl ahnte sie auch in ihm viel Not und Sehnen, aber sie wußte ihn ihrer Liebe verwehrt. Der Weibesstolz, der sich selbst bewahren will, und des Weibes Verlangen nach einer völligen Hingabe kämpften einen langen, heftigen Kampf in ihr, bei dem ihr Antlitz sich verzehrte und die Kraft ihres jugendschönen Leibes sich schwächte. Die Schwestern fragten sie um ihren Kummer, aber sie offenbarte sich nicht, umschloß mit hartem Griff die unberührte Schönheit ihrer Brust und fühlte ihres armen Herzens

Klopfen, als sollte es brechen und die Höhlungen ihrer Hände mit seinem heißen Blute füllen.

Aber die Kräfte, die von ihr schwanden, zergingen nicht wesenlos im leeren Raum. Bewegt von den heißen Wellen ihrer Pulse, quollen sie in die Mondnacht und durchwoigten sie mit unrastvoller Seligkeit – und Einer fühlte es, als kämen Glockenklänge durch die Luft und schlugen machtvoll an sein empfindendes Herz: Maruhbu, der Dichter. Er schlummerte inmitten eines Gartens, erwachte und strich sich über die Stirn, schwer und sinnend, und da er den vollen Duft der Levkojen atmete, glaubte er von seiner Schwere und Schwüle geweckt zu sein. Dann aber spürte er, daß etwas Lebensvolleres im Garten war und durch die warme Nachtluft zu ihm drängte. Weit öffnete er die Augen in den Himmel, und seine tiefe Bläue erschien ihm wie Miolandas, der Ersehnten, sehndes Auge, und im Zuge der Wolken sah er den Wandel ihrer lieblichen Gestalt, das Schwellen ihrer Hüften, das zarte Wachsen ihrer blendenden Brüste. Der Gewölke marmornes Weiß war aber auch wie das stille, ebenmäßige Geleucht ihrer Keuschheit und des Mondes golden brennendes Feuer zugleich wie ihres sehndenden Verlangens Glut. Die Nacht war in einer wehen Schönheit entzündet von dem unvergleichlichen Wesen dieser heilig Liebenden, und der Dichter, der es fühlte, blickte zur blauen Sternenwölbung empor und flüsterte wie trunken den Namen der Verwehrten, und über den Garten, die Hecken, die Büsche, die beinahe reglosen Bäume schwang sich geflüstert: »Miolanda!«

Da erwachten in den Büschen und Bäumen von Sangapur die Vögel und sangen so schwer und trunken in die Nacht hinaus, daß es keinen Schläfer im ganzen Ort im Schlummer litt. Die Menschen hoben die Häupter aus den Kissen, hoben die Leiber von den Lagern, erstiegen die Dächer der weißen Häuser und blickten empor, entzündet von der Glut dieser überirdischen Liebesstunde,

die doch nur zwei Schemen vereinte. Selbst im Walde, der den Ort umgrenzte, regten sich Flöten, Cymbeln und Pauken in nie gehörten dunklen Melodien. Überall ergriffen die Jünglinge die Hände der Jungfrauen, die Männer zogen die Frauen dichter an ihre Brust, und indem eins des anderen Nähe wonniger fühlte als je zuvor, die Blumen der Gärten berauscher ihre Düfte empor-schickten, die Vögel verzückter sangen und die Instru-mente magisch herübertönten aus dem Dunkel des Wal-des, wendeten alle die lichtüberströmten Blicke himmel-wärts. Die großen zackigen Blätter am Waldrand breiteten sich in schweren Wölbungen auf den Wipfeln der emporklimmenden Stämme, und auch sie trugen goldenes Geleucht auf ihren Flächen. Unermeßlich dehnte sich tief azurene, durchstirnte Bläue. Inmitten der Himmelskuppel aber sahen alle zwei Wolken von edelster Bildung und leuchtendstem Silberweiß sacht auf einander zu schweben. Die einen sagen, sie hätten zwei herrlichen Leibern geglichen, die sich in Liebe ver-schmelzen wollten; andere fanden sie den Gesichtern eines bärtigen Mannes und eines mit schimmerndem Goldhaar bekrönten Weibes ähnlich, die in brünstigem Kusse zueinander strebten; und einige wieder verglichen sie zwei edlen Händen, die sich still ineinander gefügt hätten für die Dauer von mehr als einer seligen Stunde. Darin aber sind alle einig, daß das Gebilde, zu dem sie verschmolzen, an Geleucht gewann von Minute zu Minute, daß ein überwältigender Glanz auf den Dächern von Sangapur gelegen hat die ganze Nacht bis in den dämmernden Morgen, und daß nie eine Nacht den Himmel verklärt hat wie diese.

Noch am nächsten Morgen trugen die Gesichter aller Menschen, die sich begeneten, die Spuren überirdischer Feierstunden, als vermöchten sie sich im Alltäglichen nicht völlig mehr zurechtzufinden. Selbst Fremde lächel-ten einander zu und grüßten sich wie Freunde oder wie

Brüder und Schwestern eines geheimen Bundes, gesegnet
in Liebe.

Nur zwei waren wie freudlos fortan, geschlagen von einer
tiefen, unheilbaren Melancholie: Miolanda und Maruh-
bu. Es war, als hätten sie ihre Seelen aus sich ausgeatmet
in den Himmel der Vereinigung, und sie trugen ihre
Leiber wie leere Gehäuse des Kummers. Oft blickte das
Weib voll Schwermut in die Ferne, wie trauernd um
einen Traum von Glück, der mit dem Licht der
Gestirne, mit dem Glanz des Gewölks gewichen war aus
diesen Bezirken irdischer Bedürftigkeit. Dem Dichter
aber ist nie wieder ein frohes Lied gelungen seit dem
Erlebnis jener Zaubernacht.

Nacht für Nacht

Nacht für Nacht erst öffn ich die klare Scheibe,
eh ich spät die schlummernde Labe suche.
Fern am Berghang gleiten des Mitternachtzuges
rollende Lichter.

Meine Kerze flackert und lischt. Ein Rascheln
regt, wie Schritte scharren, die Gartenhecken.
Kommend, schwindend wiegt in des Birnbaums
Krone nächtliches Odmen.

Wunderbar ergreift mich, Natur, zu wissen,
daß dein Herzschlag liebend den meinen leitet.
Leis betreust du, mütterlich, mir das Lager,
drauf ich entschlummere.

Jorina

Der staubige Panzer rauschte und klirrte leise. Rosen fielen auf ihn nieder, warmrote Rosen, die sie mit schmäler, hell leuchtender Hand unermüdlich aus der Schale ihres Schoßes nahm. Weich bog sich das Gelenk der Hand bei jedem Griff, die Rose erzitterte, entglitt den schlanken Fingern und sprang sacht auf den dunklen Harnisch, eine um die andere.

Der Stahl, des Staubes entkleidet, ward blank und blanker und spiegelte die prächtigen Blüten in seiner erwachenden Bläue. Und mit den roten Rosen quoll alles sehrende Gefühl aus der berauscht hinstreuenden Hand hinüber in den starren Harnisch. Da dehnten sich seine Glieder und Ringe, die Rundungen schwellen: Blutwarmes Leben schien aus dem Purpur der Blüten in das Metall zu strömen; und was an Seele und Leben verzaubert in der Panzerhöhle geblieben war durch Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte – das ungreifbare, reglose Schattenbild des Ritters – sog diese rote Wärme in sich ein und gewann wieder Regung und eine süß und schwer sich kündende Sinnlichkeit.

Der Frau stockte das Leben in der hochatmenden Brust. In Schwäche lehnte sie die Wange scheu und schauernd gegen das erwärmende Metall und spürte den Hauch der Kraft aus des Panzers ehernen Poren wachsend sie umwittern. Sie schloß die Augen und lächelte verloren – und griff rascher, berauschter in ihres Schoßes heiße Schale, immer vollere, röttere, dufttrunkenere Rosen ihm zu entrafen. Ihr Atem setzte wieder ein, war wie der leise Gesang einer dunklen, schleiernden Altstimme, sang gebend immer »Da! – da! – da!« und begleitete mit dieser sich steigernden Weise das Lied ihrer hellen Hände, die mit den Rosen zugleich den Harnisch zu berühren begannen, kosend an ihm niederglitten, die Wölbung der

Brust bestrichen, den Schwung der Schulter, die Verbrämung der Arme, das braune Büffelleder auf der Hüfte. »Da! – da! – da!« sang ihr Atem – und klang dunkler, weicher, verlorener – klang »Du! – du! – du!« und sog in sich das heiße, schwere, herbe Leben eines verschollenen Jahrhunderts, das hier, in diesem Harnisch, berührt von ihres Sehns Inbrunst, nun wieder erwachte in eines Sommermittags zauberhaftem Traume. Von draußen nickte die Kuppe des Wasserspiels in die Scheibe, silbern hochgereckt vor dem reinen Blau und sich niederwindend in weicher, schmiegender Bewegung. Fern aus einem Baum des Parkes brach ein Schrei des Pfauen und zitterte herüber in den berauschten Raum – und der Frau entschwanden traumhaft die Sinne, denn sie spürte eine starke, behaarte Hand ihr über die Stirne streichen – einen kraftvollen, ehernen Arm ihr auf die Schulter gleiten – eine breite, bartbeschattete Brust die heiße Fülle ihrer Brüste bedrängen. Süßes Leben pochte im Gemach: Ihrer Sehnsucht Rosen waren rauschend aufgeblüht; blutvolle Lust umwand die beiden seltsamen Wesen dichter und dichter, das schwindende Weib und den erwachenden Mann, dessen Erstarren sie schwächte bis zur wonnevollen Ohnmacht der hingebenden Liebe.

Der Schrei des Pfauen ward lauter und wilder, des Wasserstrahles Spiel voller und schwellender, die Luft in dem verzauberten Gemache heiß wie ein brünstig starker Liebesseufzer. In dieses Mittagess glühender Sonne verschmolzen die Zeiten, die Jahrhunderte, wie zwei stark ineinander verklammerte Leiber – nichts waltetet mehr auf Erden als der Geist der Liebe, der Sehnsucht, des Verlangens – – und der Hingabe, des Rausches, der Erfüllung!

Erst am Abend, als der Park verdämmerte und dunkelte, begann man nach Jorina zu suchen. Der Hausmeister,

die Diener, die Zofen, der blonde Schreiber, der kleine Stallbursche – alle waren sie auf den Beinen. »Herrin! Herrin!« rief es durch die Räume des Schlosses; und der ältliche Gemahl rief, ängstlich, ärgerlich, herrisch: »Jorina!« Antwort lachte nur einer Eule langer, schriller Schrei aus dem Dunkel des Parkes herüber.

Sie suchten vergeblich bis in den erwachenden Mond. Da geriet der Schreiber an die Schwelle des nie betretenen Gemaches, darin Waffen, Rüstungen und Geräte versunkener Zeiten staubten und rosteten. Er schrie auf, und bald stand in der Tür, unter Schauern der Neugier vorgebeugt, der ganze Zug der Suchenden, voran der Gatte. Eine unsägliche Fülle von Rosen lag wie zu einem Totenhügel geschichtet, die Ränder der Blätter fahl gekräuselt wie welk und erschöpft. Ein Harnisch war niedergestürzt, als habe sich ein liebestarker Mann brünstig herabgesenkt auf eines Weibes verlangenden, hingebenden Schoß. Und unter dem dunklen Harnisch schimmerte im Mondlicht, das durch die leere große Scheibe brach, bleich und entseelt der Leib und das Antlitz der Gesuchten, die Lippen erschlossen wie in glücklichstem Lächeln, auf den schmalen Zügen einen Ausdruck von Verklärung, als sei sie aus einer äußersten, Menschen nicht mehr ertragbaren Seligkeit hinübergeschwunden in die ewige der seligen Götter.

Fundstück (1926)

Gefallen im Weltkrieg

Und endlich, endlich war das quälend Ersehnte dann doch geschehen: Die Front war in Bewegung gekommen. Wie ein Eisgang war es geschehen, donnernd, krachend, wogend – und unaufhaltsam wogend und flutend dann. Letzte Stille, wildeste Ahnungen trüchtig; dann furchtbar prasselndes Feuer hüben und drüben; dann »Auf! Marsch-marsch!!« – der Feind ist zum Schweigen gebracht – und dann der Sturm, der heisse, rasende, berserkerhafte, voll Wut und Lust und Elan: der allentfesselnde Sturm, der hunderte und aberhunderte von Menschen zum tollen, wild sich ergießenden Element verschweisst. So waren sie hinausgestürzt, quer über zerwühltes Land mit dem Tod um die Wette – wenn der sie nicht schon zuvor ereilt hatte, im lehmigen Graben, bevor der feindliche dort drüben noch sturmreif war.

Nun also brandeten sie dahin, die Kameraden, die anderen alle, die Genossen wochenlang er Ungeduld.

Nun jagte das Blut, nun brauste das Herz, nun führen sie im Triumph in den fliehenden Feind, nun trugen sie den Sieg auf den blitzenden Spitzen ihrer Bajonette – die andern da vorne, die Kameraden, die nicht mehr sichtbar, nicht mehr hörbar waren, sie, in den Rausch der Ruhmesschlacht verflochten.

Und er? Er war getroffen, war gepackt noch ehe er den Wall erklettern konnte: Er hatte das Seine. Für ihn war's ewig vorbei mit Rausch und Ruhm, mit Streit und Strauss und Sturm und Ungestüm. Da lag die Waffe im Lehm. Nicht ihren Kolben umkrampften die Hände: sie tasteten über die Hüfte, über den Leib, pressten und

drängten und stopften, suchten einem grimmig brennenden Schmerz das rote klaffende Maul zu schliessen. Da hockte er, zusammengebrochen, zusammengekrümmt, nicht sitzend noch liegend. Alles ringsher war neu und fremd, der Wall, jede Erhöhung, jede Scharte, jede Schulterwehr; seit Wochen altvertraut, waren sie mit einem Male verändert: trübe Kulissen einer Sterbeszene. Denn dies war ja doch das Einzige, das ihm zu tun blieb: Sterben. Und dabei gab es wohl nicht allzu viel zu tun: Es geschah, geschah von selbst, ob man's so wollte oder nicht. Warum nun? wofür? Sie alle hatten es so gut gewusst, – damals: als es begann! Gesagt und gesungen hatten sie's, in stolzen, starken Worten und Weisen. Dann war das Heldentum zur Frohn geworden: In Lehmhöchern liegen, sich entmenschlichen und Geduld und abermals Geduld üben ward die Losung. Die einen wurden verdrossen, die anderen cynisch, die besten schweigsam und in sich verbissen. Aushalten! Es soll geschafft werden! es muss! es wird geschafft werden! Nicht fragen! nicht grübeln! Harren und folgen, wenn der Tag kommt und der Ruf ergeht! – Er *war* gekommen, der Tag: sein letzter Tag. Er *war* ergangen, der Ruf: der Ruf, zu sterben. Zu fragen und zu grübeln blieb nichts mehr. Das *Leben* siegt: Der Sieg ist bei den andern! Hier ist der Tod, der Untergang, das Letzte... Er ist nicht einsam. Aber die um ihn her haben's rascher gemacht. Die sind schon starr und stumm geworden; die tasten und fingern und fiebern und ächzen nicht mehr. Ihm lässt es noch ein wenig Zeit. Die Todesgenossen schauen den Abend nicht mehr. Er schaut ihn noch, wie er leise herangraut mit violett vertieften Schatten. Im fahlen Licht sind die Gesichter der Toten doppelt bleich und wächsern; aus jedem starrt eine letzte Frage – und Verachtung und Gleichgültigkeit gegen ihre Lösung: als sei das alles plötzlich keiner Mühe mehr wert. Geräte und Gebrauchsgegenstände, vor Stunden noch geschätzt,

ducken gleichfalls, wie ihrer selbst sich schämend, am Boden tief ins Dunkel.

Und das Dunkel wächst, wächst wuchernd dahin über dieses frierende Grauen; und nichts mehr regt sich in diesem Grauen als dort hinten, über der Böschung eben noch sichtbar, der zerspaltene Eichenstamm, an dem wie durch ein Wunder zwei Äste leben geblieben sind, die im stillen, traurigen Abendwind ihr karg gewordenes Laubwerk spielen lassen. So kriecht der Abend, kriecht das Schweigen heran: für immer ihm den ächzenden Mund zu schliessen, indess durch alles Schweigen irgendwo noch eines tödlich getroffenen Pferdes Schrei mit wilder, leidenschaftlich wilder Klage das Bahrtuch des Abends wieder und wieder zerreist.

Der stirbt dort einsam, wie auch er hier einsam stirbt. Was wird der brünstige Schmerzensruf ihm helfen! Der Tod drückt alle lautesten Lippen herrisch zu. Da ist's schon besser, selbst sie zusammenzubeissen, sich zur Seite zu drehen und die Augen zu schliessen. Nur noch ein letzter Blick. So also sah das Leben aus: Lehm, Schmutz, Unordnung; fremdes, leeres, gleichgültiges Land; Erdreich, zu einem Walle aufgeworfen, dahinter Väter und Söhne und Brüder und Geliebte liegen stumm, wächsern, verkrampft, versteint in der Gebärde der Verachtung; und hier und da aufleuchtend ein wenig Papier: ein Brief, dem seine letzten Zärtlichkeiten fehlen; ein Bild, ein stilles Traumbild wohl vor brechenden Augen. Und über dem allen, irr und wund und heiss, der blinde Schrei des totgetroffenen Tieres.

Und ein Scharren und Rascheln – dort am Grabenrand. Noch einmal muss er die brennenden Augen öffnen. Da wird nun irgendwo der Mond gekommen sein, – denn plötzlich sieht er in ein unheimlich bleiches Gesicht, das mit geweiteten Augen über den Wall lugt. Ein Mensch; – ein lebender Mensch; – ein feindlicher Mensch. Das Gesicht ist bärtig, der Bart fast schwarz, die Wange und

die Stirne furchtbar bleich; der Mund verzerrt zu einem stillen Lächeln.

Und aus dem verzerrten Munde quellen Worte, kommen zerbrochen hervorgebröckelt, wie Schutt aus einer wankenden Ruine. »Stirbt sich's hier gut, Kamerad? Ich denke doch, ich mache mit euch mit, – obwohl ich's heute Morgen noch nicht dachte.« – Das Lächeln wird breiter – und wird trauriger. Warum lächelt der Mann? Er denkt gewiß: »Warum *nicht* lächeln? – Oder denkt auch wohl garnichts; lächelt, wie eben der Tod über das Leben lächelt – oder das Leben über den Tod. Wer unterscheidet's?

Er will hier sterben, der Fremde. Ob's ihn im Tode noch nach menschlicher Gesellschaft gelüftet hat? Nach einer Hand, die ihm die Augen schliessen möchte – im feindlichen Graben? Aber nein, er ist nicht feindlich, dieser Graben; keinem feindlich und keinem freundlich ist er; ist fremd und kalt und schweigend, Lehm und Schmutz – gleichgültiges Gerät – gleichgültige erstarrte Leiber.

Der Fremde schiebt sich heran. Er ächzt, und wieder, als schämte er sich, macht er aus seinem Ächzen eine müde, grinsende Gebärde.

»Soll ich das wegtun?« fragt er und zeigt auf sein Seitengewehr und schnallt das Koppel ab und wirft es achtlos hinter sich zurück. Und was er sagt und fragt, ist für den anderen kaum verständlich. Da sieht der, dass dem Eindringling der Kiefer fürchterlich zerschmettert ist, und dass den wirren schwarzen Bart das rinnende Blut besudelt und verklebt. »Habt ihr zu trinken?« wendet er sich an den unfreiwilligen Gastgeber.

»Ich habe nichts als Wasser,« sagt der. »Wein würde mir lieber sein in meinem Fieber.«

»Ich habe Wein, doch mir wäre Wasser lieber.«

Sie kriechen nahe zu einander hin; sie tauschen ihre Flaschen aus, und jeder tut aus der Flasche des Feindes einen langen, vollen, labenden Zug.

»Das Wasser des Lebens und der Wein des Heils,« sagt der Redseligere mit dem zerschmetterten Kiefer.

»Wir tauschen's und wir mischen's. Wer weiss, wozu es uns beiden frommen mag?«

»Wozu mag Sterben frommen? Wer könnte es sagen?«

»Und wann und wo und wie es geschieht: was macht es aus!«

»Und dünkt mich doch, wir haben das alles gewusst – als wir auszogen gegen euch.«

»Ja; dann galt der Tod aber dir oder mir: Er galt nicht uns!«

»Und dennoch: Er gilt uns; immer und je gilt er uns. Uns allen gilt er. Auch dem dort, dem armen Kameraden im Tierleib, dem es so grausam sauer wird, dass der Tod ihn gepackt hat.«

Sie schweigen. Der eine merkt dem andren seine wachsende Schwäche an und bekämpft die eigene: Dem Genossen im Sterben noch ein wenig zu helfen. Der Mann mit dem zerschossenen Munde schiebt dem Verblutenden einen Tornister unter den Kopf. Ein Händedruck, der ihm danken will, geht schon in die Irre. – Sie scheinen übereingekommen, um ihre Wunden sich nicht mehr zu sorgen. Es gibt hier keine Hülfe mehr; es gilt nur noch Ergebung, gilt hinzunehmen, was ja tagtäglich kommen konnte seit Anbeginn des Streitens, Ringens und Metzeln. Und nur das Eine scheint die beiden zu quälen: die Frage »Wozu? Wozu das alles nun?«

»Wenn man daheim in seinem Bette stürbe«, lallt der eine, »was wäre gebessert?«

»Gebessert?« fragt der andre mit tiefem, sinnendem Blick. »Ist's denn, dass irgendetwas hier sich bessern soll?«

Sie lächeln beide und blicken in den Abend empor. Und wieder sieht der eine den Eichbaum mit den beiden geliebten Ästen, durch die das Licht der Sterne silbert und rieselt und tropft.

Auch der andere sieht es: sie fühlen das zugleich; und eines sterbenden Menschen Stimme sagt: »Wie schön!«
Das also ist geblieben aus dieser Schlacht: dass dort der Baum zwei einsame Äste regt – und dass zwei Sterbende daran ein wenig letzte Freude haben.

Sie schliessen die Augen. Sie liegen jetzt stumm und atmen schwer. Und der Friede der Nacht wird tiefer und heiliger. Da stillt sich das Röcheln der beiden, als wolle keiner diesen Frieden stören.

Nur der Gaul dort draussen, der fürchterliche Gaul! Seine Schreie sind seltener, aber nur um so wilder geworden, als wollten sie durch alles weite Schweigen irgendwie hindurchdringen; als wollten sie, und sei es fern über der Welt, ein Ohr erreichen, die gelle Klage in irrer, brünstiger Wut hineinzuschreien.

Eines sterbenden Mannes Körper zuckt, wie leidend unter diesen röhrenden Klagerufen. »Wie furchtbar!« stöhnt er gequält.

Der andere gibt keine Antwort mehr. Ist er – tot, der andere dort?

Ein letzter, fragender Blick zur Seite. Da schlägt der Toteskamerad die Augen auf. Ganz fremd ist sein Blick, als sähe er nichts Irdisches mehr. »Wie schön«, lallt er und schaut nur immer aufwärts – schaut in die Richtung zu der einsamen Eiche.

Der andere folgt dem Blick. Nun sieht er es auch –: Zwei Sterne sind hell und golden und rein hervorgekommen im tiefen Blau, das alles überwölbt. Sie stehen dort strahlend wie die Dioskuren, die göttlicher Ratschluss einst zu den Sternen entrückte, und einer verstärkt des andern himmlisches Geleucht.

»Wie schön!«

Die brechenden Augen sehen sich nicht satt. Zwei Hände tasten zu einander hin – und finden sich nicht mehr. Zwei Herzen drängen zu einander hin – und schlagen nicht mehr.

Der Nachtwind streicht durch den getroffenen einsamen
Baum, und sein Laub umkränzt der Dioskuren fernes,
strahlendes Geleucht.

31.08.1926

Durchwallte Welten (1936)



Wunder der Wandlung

Alles Sinnliche wandl ich in Geist,
alles Geistige will ich sinnlich schauen:
bis mir Gott mit Wolke, Wald und Auen,
Fels und Pflanze, Tieren, Flut und Frauen
groß im überfüllten Blute streift.

Dann erheb ich mich zur heiligen Handlung,
wenn's mit Zungen zeugend aus mir spricht, –
und in wilder, weiser Schöpferfreude
wächst aus mir ein weites Weltgebäude
und gedeiht im Wunder der Verwandlung
– hell und wortgehärtet – zum Gedicht.

Der Dichter

Ich verliere mich an euch,
Wesen, glut- und glanzentsprossen,
Tiere, Ströme und Gesträuch,
Menschen, meiner Art Genossen.

Was ich tief erbebend bin,
Gast aus Feuer, Flut und Erde,
geb ich glühend euch dahin,
daß ein Fest der Worte werde.

Und ihr wachst und werdet schwer,
schwellend bis ins Ungemäße,
trinkt und saugt – und laßt mich leer
gleich vergeudetem Gefäße.

Lied

Aus den nie erreichten Reichen
geben Sterne stille Zeichen –
o, du weißt es wohl, von wem –
und die reinen, ruhig reifend,
grüßend deine Stirn umgreifend,
dünken die ein Diadem.

Und das soll sich wie ein Segen
leis auf deine Lider legen,
leuchtend, lauter, schön und schlicht:
Licht aus dichten Sternendolden,
klar und köstlich – wie ein golden
nachgedunkeltes Gedicht.

Der Wasserspeier

Über dem verschlossnen Kirchenschatze
wacht am First die steingeschaffne Katze,
schlägt die Krallen in die kantigen Krampen,
und die Züge falten sich zur Fratze.

Wassermassen schäumen aus dem Maule
über ihre vorgetriebne Tatze
auf des nächtgen Wandrers Nacken nieder,
der, verspätet auf durchgenästem Platze,
unter ihren Fängen friert und schaudert,
seitlich fliehend mit entsetztem Satze.

Last der Einsamkeit

O Einsamkeit! Kein ausgeräumter Raum!
Kaum bist du da, unsäglich süß ersehnt,
geschiehts, daß sich mein Denken in dich dehnt
wie eingesogen; selber faß ichs kaum.

Du flutest, ein Gemisch aus Trank und Traum,
um meines Daseins Wurzeln, und sie saugen
dich gierdevoll, und tausend neue Augen
treibt meines Lebens überpfropfter Baum,
genährt von deines Blutes dunklen Bächen,
die meines Baumes Wurzelwerk umbaden:
In heißes Blühen bin ich eingehüllt
und so mit vollen Früchten überfüllt,
mit Lust und Leid belastet und beladen,
daß wankend bald mir Baum und Zweige brechen.

An die Heimat

Westfalen! Heimat! Mutter und Hüterin!
Aus deinen Banden rang sich der Dichter los,
der phantasiegenährten, kühnen,
weltenumspannenden Reise fröhnend;

daß nicht zu dicht dein Griff ihn umkralle, da
der Erdkreis breit mit bunter Schönheit lockt
und über rätselvollen Landen
goldnere Sterne im Blauen kreisen.

Denn nicht im Engen mag sich des Mannes Geist,
im Kargen nicht verlieren; er schichtet gern
die reifen Früchte ferner Breiten
hoch in des Herzens geräumge Scheuern.

Und doch: Zu dir nun zwingt es das Herz ihm heim,
von deinen Höhn die Fluren hinabzuschauen,
wenn in dem fruchtgewillten Boden
drunten der Bauer die Pflugschar wendet;

wenn freundlich still die Tale gebreitet ruhn,
voll treuer Arbeit, doch auch der Segnungen
gerechter Mühen rein teilhaftig,
da auf den Halmen die Ernten bräunen.

Fest steht dein Berg und sinnend sein grünes Haupt,
das Eich und Buche krönen, indes den Fuß
der Weser ehern blanke Spange
ihm an den nährenden Boden fesselt.

Weit schattend zieht der trächtigen Wolken Zug
hoch-überhin und mildert das blaue Licht
des wachenden Walvater-Auges
über dem stillen geliebten Lande.

Die Triften dampfen, wenn aus der Wolken Schwall
der Regen rauscht; schwer wandelt das Weidevieh;
durch Gras und Korn schlingt sich der Blumen
freundlicher Kranz in gerechter Fülle.

O lieblich du! o schweigend und ernst und rein!
wie sänftigst du die Seele! wie hast du mir
der Mannesliebe reifste Wonnen
stark in der harrenden Brust bereitet!

Du gabst mir alles! Brauenden Nebeln gleich,
die über deine Heiden und Moore ziehn,
um Felsen spukend und gespensternd,
schufst du dem sinnend verträumten Knaben

der Nachtgesichte grauen Gestaltenzug,
der dunklen Masken munkelnde Litanein,
ihr Teufels- und ihr Hexentreiben
unter des Schädels verrufner Schale.

Doch treu, mit deiner Sonne geheimer Macht,
die warm im Mittag alles zur Klarheit löst,
hast du wildschwere Dichterträume
sicher mit reiner Gestalt umrundet.

Du dunkle Mutter mit dem zerfurchten Schoß
und furchentiefer Stirne, du Sinnende!
du, klar und stark und reif und fröhlich
in der beruhigten Brust gesammelt!

du ewig schön im goldenen Ährenkleid!
in deiner Herbstes fallendem Blätterschmuck!
gegrüßt! gegrüßt! dir hingebogen
knie ich auf deiner geweihten Erde. –

Noch trage, brauner, fruchtender Boden du,
des Sohnes tiefes Glück und des Sohnes Dank
und seines Herzens reifste Schätze,
friedsam von deinem Geleucht durchflutet.

In seinen Frohsinn schling deiner Schwermut Band,
in Gram und Leid der Garben vergönntes Gold; –
und wenn die letzten Schatten dräuen,
birg den Befreiten in deinem Boden.

Die Frauen und der Dichter

Seht, er wandelt wie ein Stern:
Glut im vorgeschriebnen Gleise.
Aber ihr: Seid wach und weise,
Frauen, bleibt dem Feuer fern!

Laßt es mit den starken Strahlen,
drin der Selige sich sonnt,
eures Daseins Horizont
nur im Abglanz mildernd malen.

Aber stürzt ihr in den Schein,
ruht ihr ihm am heißen Herzen:
reicher an Gelüst und Schmerzen
läßt er scheidend euch allein.

Drachenhöhle

Hinter stachlichtem Strauch
dräut des Drachen Gefauch.

Seines Hauptes Gezack
grünt wie giftiger Lauch.
Fahl wie faulender Bast
Blinkt der schleimige Bauch.

Offnen Rachens zu ruhn
ist sein widriger Brauch;
und wie Rachen und Zahn
starrt das Auge ihm auch...

Die Geraubte, sie harrt
hinter Flammen und Rauch.
Keusch wie Frühlinge wehn
Geht ihr kindlicher Hauch.

Christophorus

Auf seines Rückens schwerem Schulterrand
trägt er den weichen Knaben durch die Wogen –
und schreitet doch vom Haupt zum Bug gebogen,
und nervig faßt die rauh behaarte Hand

den Stecken, den sie im Gebirge fand.
So sinkt er, um den Trägerlohn betrogen,
von wachsender Gewalt hinabgezogen,
am Ufer wie ein Büsser in den Sand,

wo leicht ihm die behende Last entfällt.
Der Knabe streichelt seine knorrigten Waden
und gibt ein lichtiges Lächeln zum Entgelt. –

Was sinnst du, Fährmann, seinen fernern Pfaden?
Wird dir bewußt, daß du die Wucht der Welt
und ihren Schmerz als Joch dir aufgeladen?

Paul Eipper: *Tiere sehen dich an*
[Rezension]

Tiere sehen dich an? Wieso? Bist du nicht der Mensch, der Herr? Ist's nicht an dir, sie anzusehen, wenn dir's gefällt, vor den Gitterstäben der zoologischen Gärten dich zu ergehen und zu ergötzen? Aber nein, dieser Hochmut ist dir nicht mehr vergönnt; an ihnen ist es nun, dich anzublicken, sofern sie geruhen, in den Kreis ihrer dunklen, goldgestirnten, ihrer ernstesten, schwermutbeladenen Augen für einige Sekunden dich aufzunehmen, – und dann hast du, der Mensch, sie zu bestehen. Denn die Dinge haben sich gewandelt zwischen Mensch und Tier. Wir vermögen es nicht mehr zu leugnen: Wir haben die Subjektivität des Tieres erfahren. Wer hat daran gedacht, des Affen, des Löwen, des Leoparden Blick oder auch den Blick des Pferdes, des Hundes zu empfangen, ihn zu empfinden, von ihm erfaßt ihn stark und unerschüttert auszuhalten, ihn zu ertragen mit allem, das er der menschlichen Seele auferlegt? Immer war es das Tier, das etwas für uns leisten sollte. Und dennoch: sind nicht wir es, die nicht nur die eigene Persönlichkeit, die alles Lebende und Seiende zu leisten haben? An uns trägt alles seine Aufgabe heran, und je weniger von solchen Aufgaben wir lösen, je weniger haben wir zuletzt gelebt. Und was ist da zu leisten? Nicht das äußere Tun, sondern sein innerer Sinn, sein seelischer Bezug zu allem »außer« uns und allem in uns. Und so haben denn einige unter uns nun auch die Aufgabe zu empfinden begonnen, das Tier zu leisten und zu bestehen; – um seinet- oder um unsertwillen? Wer möchte das entscheiden? Sagen wir: um der Liebe willen; um der Ehrfurcht willen; um der Größe und Schönheit willen, die in allem Lebenden sich birgt und sich ausschließen will und es ja doch nicht anders vermag als

durch uns selber. Rilke hat etwas von dem vollbracht; er hat das Kreatürliche empfunden und ausgesprochen (den Hund vor allem; und den »Panther«!), – eine ganze Dui-neser Elegie hat er vom Blick der stummen Kreatur gesungen.

Und nun hat auch Paul Eipper sich dem Tiere gestellt. Volle Stunden, volle Tage hat er damit verbracht, in ihrem Dunst und Atem, in Wärme und Weichheit ihres Felles, ihrer Flanken, im Griff ihrer unzärtlichen Pranken zu leben – in ihrem Bannkreis lauschend dazustehen – in ihren Blick zu schauen, wie der astrologische Magier in das Feuer des Sirius, des Alkor, des Batageuze blickt: Hingerissen; ergriffen, erfahrend. Was erfahrend? Welten! Denn jedes Tier ist eine Welt. Und manche dieser Welten sind von kostbarer Zartheit, Feinheit und Erlesenheit, und manche voll Wildheit, Glut und Ungestüm, und manche voll Ruhe und Klarheit und Weisheit; und manche voll Lust und Spiel und Laune; und manche voll Leid und voll Todestraurigkeit und Schwermut. Manche sind voll Wunderbarkeit, Unfaßbarkeit und Fremde. Und manche grotesk, seltsam, verwegen, sagenhaft, märchenhaft, fabelhaft. Das alles blickt dich an aus Tieres Blicken, – und selbst noch wenn sie die Augen schließen, blickt dich's an – -: Wenn du den nächtigen Schlummer einer Elefantenherde belauerst, so schrickst du, als habest du in unerlaubtem Fürwitz den Vorhang vor Jahrtausenden hinweggezogen und schauernd in eine Urlandschaft geblickt; – und wenn du das mächtige Orangweibchen in seinem großen Käfig schlafen siehst, so erblickst du ihr zur Seite liegend die rote Nelke, die ein Besucher ihr durch die Gitterstäbe gereicht und die das Tier mit achtsamer Gebärde ergriffen, durch Stunden bewahrt und im Entschlummern erst der sorglich behütenden Hand hat entsinken lassen...

Tiere sehen dich an: Welten sehen dich an, wenn du betroffen auf die Tafeln dieses Buches blickst, diese zwei

unddreißig zoologischen Bildnisstudien von Hedda Walther, die zum Teil zu den Kostbarkeiten gehören, was je die photographische Platte erfaßt und bewahrt hat. Nimm diesen abgrundtiefen, diesen weltenvollen, dunkel und verhaltend leuchtenden, diesen ernstesten, schweren, kraftgeladenen und klugen, unfafßbar magischen Blick des Orang in dich auf, dessen Bild die ganze Folge so überwältigend eröffnet – und dann sieh jedem einzelnen aus der Menschenmenge ins Auge, die sich vor einem Affenkäfig zu stauen liebt, und finde den Mut, ihre flachen Späße mitzumachen. (Denn nicht umsonst hat der Mensch sich Homo sapiens genannt!) Und frag dich, ob einer von ihnen vor diesem Blick bestehen konnte, – vor diesem Blick, der aus einer verlorenen, aus einer vergeudeten Urheimat stammt, da die Seele noch Staunen, Ergriffenheit und Ehrfurcht kannte.

Ja, so ist es: zu uns selber werden wir geführt, in unsere verschütteten Tiefen, wenn wir uns so in Beziehung gesetzt finden zur Kreatur. Die Tiere schreiten heran, blicken – und schreiten vorüber; aber hat ihr Blick dich erfaßt, so hat er dich mit einem Wissen gesegnet, das uns allzu lange verloren gegangen war. Alte, große Kulturvölker haben die Ehrfurcht vor dem Tier gekannt. Warum haben sie dem Ibis, dem Stier, den Krokodilen ihre Heiligtümer geschaffen? Sie empfanden das Unbegreifliche, die magische Welt, die sich für uns mit einem Bann umgibt. Wir sind ja doch die Ausgestoßenen. Die Tiere werden selbst ihr Paradies erhalten: In einem seiner rührenden »Gebete der Demut« erbittet sich Francis Jammes von einem Gott nichts Schöneres, als mit den Eseln einziehen zu dürfen ins Himmelreich. Das Tier hat nicht das Lachen, den Leichtsin, den Spott, die Ehrfurchtlosigkeit; ihm ward die Schwere, der Ernst, und, wenn es leidet, – und wieviel erleidet es durch uns! – der Gram, der in sich selber sich verzehrt. Aber auch Anmut ward ihm, und Schönheit, Größe, Abgeschlossenheit in

sich selbst – und eine unzerstörbare Vollendung in sich selbst.

Paul Eipper hat von dem allen viel empfunden. So hat er, dem Tiere sich stellend, auch viel von ihm empfangen, dessen er beglückt und froh geworden ist. Das Buch bekundet es: ein Tier- und Menschendokument.

Paul Eipper: *Tiere sehen dich an*. Mit 32 Bildnisstudien nach Aufnahmen von Hedda Walther. Berlin: Dietrich Reimer

Blick der Tiere

Nein, wir werden nie genesen; –
aus der wunderwirren Nacht
sind wir weisen Menschenwesen
zu dem trübsten Tag erwacht.

Und wie jeder greife, giere:
seine Seele bleibt ihm leer.
Doch der goldne Blick der Tiere
schweigt dich an, von Seele schwer.

Schauernd mußt du scheu erzittern,
denn wie willst du sie bestehn,
wenn sie aus der Gruft von Gittern
dunkel dir ins Auge sehn?

Ob dein Blick sie auch betastet:
diesen Stolz erträgst du kaum;
denn sie sind mit Leid belastet
und mit Tiefe, Nacht und Traum –:

Aus des Käfigs finstrem Schoße,
draus ein Blick nach deinem greift,
hat dich Staunenden das große
Urgeheimnis stumm gestreift.

Und du kannst ihm nicht erwidern:
Schon verlischt der tiefe Strahl,
läßt dich lässig aus den Lidern,
greift dich nicht zum zweiten Mal.

Haupterhobner Sohlengänger:
Tauch in dein verblaßtes Blut,
da der Blick des Tieres länger
nicht auf dir zu ruhn geruht.

Totenmaske

Ich bin von Leben leer, von Schweigen schwer,
unkennbar fremd und ohne Wiederkehr;
und was an Schlaf sich in mein Antlitz schlug,
hat zu dem deinen keinerlei Bezug.
Ich ließ euch alle, alle: Ich bin mein.
Nur mir Erfäßbares noch halt ich fest
in diesem Ruhenden, in diesem Rest:
Starr lieg ich, wie für ewig eingepreßt
in Stein.
Du darfst mit deinen tastenden Gedanken
die marmorblasse Maske nicht umranken.
Kein Wahn soll das Entwesende entweihn –:
Laß mich allein.

Letzte Frage

Kraft des Liebens und des Hassens,
Kraft des Greifens und des Lassens,

Kraft der zäh verfolgten Ziele,
Kraft des Frohsinns und der Spiele,

Kraft des Schmückens, Kraft des Schauens,
Kraft des Bildens und des Bauens,

Kraft des Gebens und Versagens,
Kraft des Duldens und Ertragens,

Kraft des Rausches, Kraft des Ringens,
Kraft des Wollens und Vollbringens,

Kraft des Stolzes und der Ehre,
Kraft des Kampfes und der Wehre,

Kraft des Tauchens, Kraft des Schwebens –:
Tausendfaltige Kraft des Lebens –

O, wo bleibst du, Wunderwelt,
wenn der Leib in Staub zerfällt?

In welch zaubrischen Bezirken
wird dein Wesen weiterwirken?

Fundstücke (1936-1945)

Casanova-Terzinen

Ich stürzte mich in tausend Abenteuer,
des Weibes voll Bewunderung bewußt.
Ein Salamander, stahl ich mich im Feuer

der süßen, nie genug genossnen Lust,
die spröde Scham mit Spielen zu betören,
stolzer Bewältiger jeder Weibesbrust.

Erhitzt dem hitzigen Manne zu gehören,
ward ihren Sinnen wie die Sünde süß,
durch Bräutigam und Gatten nicht zu stören.

Weihepruch für einen Scheiterhaufen

Zu lang war sie verschwärmt und schwach;
nun ward in ihr die *Tugend* wach:
sie huldigt legalem Triebe.
Die Brieflein warf sie aus dem Fach
und bedient im dunstigen Doppelgemach
des Gatten »wachsende Liebe«.
So ward der armen Seele Ruh, –
und der Teufel lacht dazu.

*

Gott schuf die schöne Liebe, – aber wehe:
der Teufel die Ehe!

Gesänge des Sehers

Erneuerung?

Sind dieses der »Erneuerung« Abenteuer:
den edlen Geist mit Keulen niederkämpfen?
So laßt dies Wort den Narrenhochmut dämpfen:
Versunkner Barbarei seid ihr Erneuer.

Was euch wie Licht erscheint, verschwält in Schwärze,
vermengt ihrs mit des Aberwitzes Streben.
Doch stets wird sich der Geist gen Himmel heben
und wie die Flamme auf der Opferkerze
lichtgolden schweben.

Humanität

Hetzt nicht die Menge zu des Hasses Waffen,
zu starkem Gift und raschem Streich der Rute.
Ihr gebt zum Ziel allein das Menschlich-Gute:
Zum Schlimmen hat schon Satan sie geschaffen.

Weg der Menschheit

Wer wird den Wahn der Menschheit je entwirren?
In Trug und Torheit treibt sie ihre Tage,
und wagt sie nach dem Weg die bange Frage,
so gellt die Antwort: Irren! irren! irren!

Erzieht nicht treues Volk zu Lug und Trug,
lehrt es nicht johlend hinterm Fetisch rennen,
sich selbst beschreien und sich selbst befehlen,
mit feilem Schielen sich in Ämter schleichen
und dem, der solches Schmachtum von sich weist,
den grad gewachsenen Nacken niederbeugen.
Es adelt jeglichen das Werkzeug nur,
mit dem er wahr und tapfer sich erweist,
der Biedersinn, der zu den Brüdern steht,
die eigne Tiefe, drein er niedertaucht,
die Liebe zu dem Land, das ihn gebar,
und Ehrfurcht vor dem Wandel der Gestirne.

Hainrose weiss

Mit welchem Eifer hast du, welchem Fleiß
zu deines Kelches Mitte dich bereitet.
Nun liegt sie schlicht erschlossen, und sie breitet
um goldenbraune Fäden klares Weiß,

des Himmels Fülle hell drin einzufangen.
So hältst du die fünf Blätter aufgespannt,
um noch in zarter Zögerung am Rand
zu einem lichten Rosa zu gelangen.

Und dieses ist das letzte Seligsein,
in dem dein sanftes Sommerdasein endet;
so schmückst du deinen Strauch und deinen Hain
mit Schönheit, die verschwiegen sich verschwendet,
verhohlen und verhalten, ruhig, rein:
Gebild, das im Verborgnen sich vollendet.

Die Biene

Da sie in den Tulpenkelch gerät
und noch abends nicht genug genossen,
hat der zarte Kelch sich zugeschlossen,
und die Biene spürt: Es ist zu spät.

Flügelhebend kann sie nicht mehr heim;
matt bis auf des Kelches Grund geglitten,
hat sie herb die dunkle Nacht durchlitten,
feucht von allzu sehr gesuchtem Sein.

Aber da die Sonne sich erhebt,
tun sich sacht die Tulpenblätter offen,
und die Taucherin wagt kaum zu hoffen,
nun sie in den milden Morgen strebt,

daß der Strahl die Flügel, nachtgenäßt,
trockenküßt, mit goldnem Schmelz bekleidet
und sie neu geschmückt und neu geschmeidet
heiter in das Himmelslicht entläßt.

Annette und Levin

Dir als Knabe genaht, durft er willkommen sein,
hieß dein Junge, und dir Mutterglück
(größeres blieb dir verweigert),
wenn du warm ihm den Scheitel strichst.

Dann, nicht Knabe noch Mann, schien er dir törichter,
früh von Frauen verwöhnt. Aber die dritte Schau
rückte alles ins Rechte,
selig lebte die Liebe auf.

Ja, du gabst dich ihr ganz, pflcktest
dein reinstes Recht
vom verschwendenden Baum, – ach, und er schüttelte
heiratselige Lieder
heiß dir hin über Mund und Herz.

Doch schon rissst du dich herb in dich selbst zurück,
da zu ehlicher Lust er in die Ferne zog.
Laß ihn fahren und freien:
Ruhm und Krone und Kranz sind dein!

Dichter-Beruf

Es gibt nur ein einziges Element,
in dem ich leidenthoben handle,
wenn ich, was heiß mir die Seele brennt,
in erwogene Worte verwandle.

Je länger ich's treibe, je stärker ich's tu,
wächst in mir wahre Selbstvollendung:
Ich messe mich mit dem mächtigsten Du
und sehe darin meine Sendung:

Worte wie wuchtige Steine behaun
und bildsam aufeinanderschichten,
mich selbst als Steingebilde schaun,
das heißt meiner Seele: dichten.

In solche Zwänge bin ich gestellt
durch meine dunkelsten Dämonen.
Meine Wunder weihe ich mir zur Welt:
In der nur mag ich wohnen.

Im Erdkern wurzelt mein Fundament,
mein Haupt hebt sich in Ätherferne,
wo blau die Himmelswölbung brennt
und der goldene Strahl der Sterne.

Gott

Schwätzt nur vom deutschen Gott, von deutschen
Christen:

Der Gottheit Geist kennt keine Erdengrenzen,
sie läßt sich nicht mit Lorbeerketten kränzen
und nicht mit bunten Bannern überlisten.

Der Tag mag sich durch Erdentage fristen,
jedoch sein Licht verlischt in Grabesmauern.
Ein dumpfer Geist kann nur in Dumpfheit dauern:
Dort aber brennen Banner, die in Schauern
auf Sein Geheiß die heiligen Engel hißten.

Stilles Gebet

Nun komm, du milde Mutter Nacht,
mit Wundern und mit Sternen:
Ich hab zu viel an mich gedacht;
ich möchte mich verlernen.
Es kann, wenn all mein Sein versinkt,
das Ewige nicht vergehen.
In dem, was deine Tiefe trinkt,
möcht still ich auferstehen. –
Der über Wunsch und Wundern wacht,
Urewiger, hab auch meiner acht. –

Dies ist das letzte Gedicht von Max Bruns. Er schrieb
es am 25. Juni 1945 kurz vor Mitternacht.

Nachwort

Der Mindener Dichter Max Bruns wurde am 13. Juli 1876 geboren und auf den Namen Max Georg Rudolf Bruns getauft. Seine Eltern waren der Buchdruckereibesitzer Gustav Bruns und dessen Ehefrau Johanna, eine geborene Jardon. Max Bruns wuchs mit seinen drei Geschwistern Julius, Antonie, genannt Tony, und Gustav im Stammhaus der Familie in der Obermarkstraße 26 auf. Ein Jahr nach seiner Geburt, 1877, verstarb sein Großvater Johann Christian Conrad Bruns, der Gründer von J. C. C. Bruns. Der Vater, Gustav Bruns gründete im Jahr 1881 die Verlagsabteilung J. C. C. Bruns' Verlag.

In Minden besuchte Bruns zuerst die Bürgerschule, von Ostern 1886 bis Ostern 1892 dann das Gymnasium. Der Gymnasiast Bruns liebte die Musik, komponierte, spielte Geige und brachte sich selbst das Klavierspiel bei. Er selbst schrieb dazu:

Mein Knabentraum war, Dirigent zu werden: vor musizierenden Menschen zu stehen und das aus ihren Kehlen und Seelen herauszuholen, was in mir selbst nach Ausdruck verlangte. [NLB 724]

Zur Leidenschaft für die Musik kam bald auch die für die Literatur. Zunächst schwärmte er für Heinrich Heine, der 1844 in seinem *Wintermärchen* über die Stadt geschrieben hatte: »Minden ist eine feste Burg, hat gute Wehr und Waffen!«

Auch in dem ersten kleinen Gedichtband *Lyrisches Intermezzo*, der als Privatdruck 1893 erschien, lehnte sich Bruns noch stark an sein Vorbild Heine an.

Nach der Schulzeit ging der 17-jährige Bruns 1893 nach Hannover in die Buchdruckerlehre bei der Firma Jäncke. Drei Jahre später kehrte er nach Minden zurück

und trat in den väterlichen Betrieb ein. Er schrieb für das Feuilleton des *Mindener Tageblattes* und arbeitete in der Verlagsabteilung. Für Artikel im *Mindener Tageblatt* benutzte Bruns auch die Pseudonyme Georg Rudolf, Rudolf Jordan, Claus zur Wrede und Jodocus.



Margarete und Max Bruns

Am 29. August 1899 heiratete Bruns die ebenfalls aus Minden stammende Lyrikerin und Märchenerzählerin Margarete Sieckmann (1873-1944). Im selben Jahr erschien sein Werk *Zwei-Einheit*, das kurz nach der Veröffentlichung in einem Prozess wegen seines erotischen Inhalts verboten wurde. Das Thema der Erotik griff Bruns in seinen Werken immer wieder auf, vieles blieb nach 1900 ungedruckt. Sein Verständnis von erotischer Dichtung im Allgemeinen drückt die folgende Äußerung aus:

Wenn schon dem Menschen diese beiden Mittel gegeben sind, sich selbst zu vollenden, die Liebe und die Kunst: wie

sehr muß es ihm dann vergönnt sein, sich bis zu seinen äußersten Möglichkeiten zu steigern, wenn er dem Erlebnis der Liebe im Kunstwerk Ausdruck und Gestaltung gibt! [NLB 1021]

Die Tätigkeit von Max Bruns um die Jahrhundertwende bewertete Hans Gressel, der sich intensiv mit seinem Werk beschäftigt hat, in seinem Aufsatz *Max Bruns als Kritiker seiner Zeit* (1980) folgendermaßen:

Um die Jahrhundertwende entwickelt Max Bruns eine vielseitig-unruhige literarische Aktivität. Er veröffentlicht Aufsätze zu recht verschiedenen Themenbereichen [...], schreibt die Einleitung zu einer Abhandlung seiner Frau Margarete: »Der Stil unserer Kleidung« und gibt das von seiner Frau übersetzte Buch von Castellani »Das Weib am Kongo« mit seinem Vorwort und Anmerkungen heraus. Vom Jahre 1901 an erscheint dann die bekannte Baudelaire-Übersetzung von Max Bruns in fünf Bänden.

An der Übersetzung der Werke von Charles Baudelaire arbeitete das Ehepaar Bruns zusammen.

Bis 1900 hatte der Mindener Schriftsteller sechs Bücher veröffentlicht, bis 1908 fünf weitere, und 1909 erschien der erste Sammelband seiner Gedichte mit dem Titel *Die Gedichte (1893-1908)*.

Nach dem Tod seines Vaters im Dezember 1908 übernahm er, zusammen mit seinem Bruder Julius Bruns, 1909 das Unternehmen. Die Doppelrolle als Schriftsteller und Verleger fiel Bruns nicht leicht, dies belegt ein Brief an die Verlagsmitarbeiterin und Übersetzerin Berta Huber aus dem Jahr 1929. Hier schrieb er:

Verleger sein heißt ja Geschäftsmann sein, und Geschäftsmann sein heißt nach außen hin arbeiten um eines möglichst raschen Erfolges willen. Daß ich persönlich vollkommen gegenteilig veranlagt bin, ist Ihnen aus langjährigem freundschaftlichem Umgang längst bekannt: Künstler sein heißt an sich selbst und der eigenen Seele arbeiten um eines Erfolges willen, der einzig im Werk, nicht aber in seiner

äußeren Auswirkung liegt: Da, wo die Persönlichkeit des Verlegers erst beginnt, hört die meine bereits auf. [NLB 28]

Als Verleger legte Max Bruns auf die künstlerische Gestaltung der Bücher großen Wert und so arbeiteten bedeutende Buchkünstler wie Marcus Behmer, Ludwig Enders, Fritz Helmut Ehmcke, Fidus und Walter Tiemann für den Verlag. Auf der Buchgewerbe-Ausstellung in Leipzig im Jahr 1914 erhielt J. C. C. Bruns' Verlag als Anerkennung für diese buchkünstlerischen Leistungen eine der Silbernen Medaillen.

Während des Ersten Weltkrieges schrieb Max Bruns im *Mindener Tageblatt* unter den Pseudonymen Rudolf Jordan und Jodocus Kriegstexte und -gedichte. In dem Band *Deutscher Jokus von Jodocus*, der 1917 im Bruns' Verlag erschien, sind Texte von Jodocus zusammengefasst. Gegen Ende des Krieges wandelte sich dann die Einstellung von Bruns, hin zu einer kritischen Haltung.

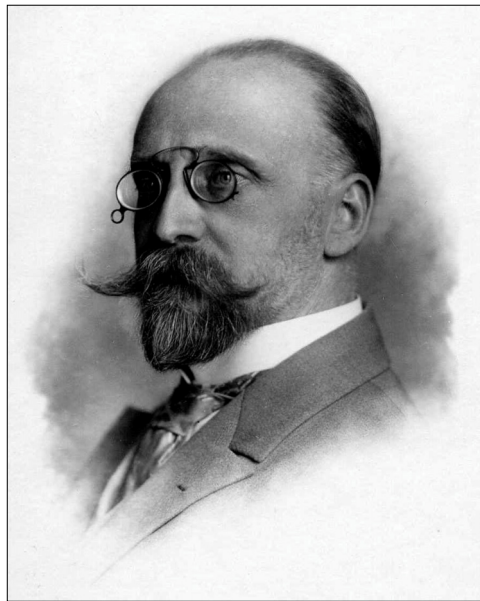
Wenn auch Max Bruns in den Wirren des Ersten Weltkrieges zeitweise die Richtung verliert, in der er angetreten war, so wird er nunmehr als wachgewordener kritisch-demokratischer Bürger davor bewahrt, dem Nationalsozialismus zu verfallen. [Gressel, Bruns, S. 37]

Während des Zweiten Weltkrieges sorgt sich Max Bruns auch um seine unvollendeten Werke. Im November 1942 schrieb er an Henriette Lehr-Ballauf, eine Brieffreundin in Wiesbaden:

Ich muss den Krieg und seine Liquidierung gesund überleben, – sonst bleibt alles, alles, alles Torso, was ich noch zu Ende zu bringen hoffte und immer noch hoffe. Was ich ungetan hinterlassen muss, kann kein Mensch in befriedigender Fassung meinem Œuvre einfügen. Soll mir auch das Pech noch beschieden sein? [NLB 724]

Am 10. Mai 1945, einen Tag nach der Unterzeichnung der Kapitulation in Berlin, wurde Max Bruns Opfer eines Überfalls. Auf seinem morgendlichen Weg zur

Arbeit ins Verlagshaus überfielen ihn ehemalige Zwangsarbeiter. Erst am Nachmittag wurde er gefunden und ins Krankenhaus gebracht, wo er am 23. Juli an den Folgen seiner schweren Verletzungen starb.



Sein literarisches Vermächtnis befindet sich, zusammen mit Firmen- und Familienunterlagen, seit 1996 als Nachlass Bruns (NLB) im Kommunalarchiv Minden.

Anne Kathrin Pfeuffer

Werkübersicht

Als Buch erschienene Werke von Max Bruns (soweit nicht anders vermerkt, erschienen die Werke im Verlag J. C. C. Bruns, Minden).

- 1893 *Lyrisches Intermezzo*. Erste gesammelte Gedichte
nebst einem Anhang [Privatdruck]
1894 *Frühling und Liebe* [Privatdruck]
1895 *Der tolle Spielmann. Ein Sang von Liebe und Leid*
1896 *Der Täufer. Eine Dichtung aus der Zeit des Messias*
1897 *Aus meinem Blute*. Gedichte
1899 *Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit*. Berlin:
Schuster & Loeffler
1899 *Zwei-Einheit. Ein Andachtbuch für Menschen*
1900 *Verklärungen. Von den letzten Schönheiten der
Liebe*. Leipzig: Eugen Diederichs
1901 *Himmelfahrt. Ein Andachtwerk des Geistes*
Laterna Magica. Ein Anti-Phantasmus
1903 *Kaleidoskop*
1909 *Die Gedichte (1893-1908)*
1913 *Feuer, die Geschichte eines Verbrechens*
1916 *Die Lieder des Abends*
1919 *Das Fest der Sonne. Eine Sommervision*
Das Fest der Lemuren. Eine Tragi-Groteske.
Nachtsonette
*Die Arche. Von den Nächten der Flut, der Vernich-
tung und des Traumes*
1921 *Über den Humor, seine Wege und sein Ziel*
1925 *Garten der Ghaselen*
1926 *Selige Reise. Ein Terzinenkreis durch Raum und
Zeit*
An die Heimat
Totenmesse für ein Kind
1936 *Durchwallte Welten*
148

Textnachweise

Mänade, Der Fremde, Erklärlich, Meiner Sphinx aus: *Aus meinem Blute* (1897) – *Die beiden Meerschweinchen* aus: *Wir Narren!* NLB 2898 (1898) – *Dichterpflicht* aus: NLB 1236 (1898) – *Ein Dörflein, »Nun muß sich Alles wenden –!«, Kleinstadt-Idyll, Frühritt, Ein Trinklied* aus: *Lenz* (1899) – *Erfüllung I* aus: *Zwei-Einheit* (1899) – Max Bruns an [Detlev von Liliencron] aus: NLB 3 (1899) – *Komm mit!, Frühgang, Erschöpft, Immer mehr!* aus: NLB 1236 (1899-1901) – *Nutzanwendung* aus: NLB 2016, o.D. – *Vorwort, Die Künstler, Schwermut* aus *Laterna Magica* (1901) – *Vorbemerkung...* aus: Charles Baudelaire: *Novellen und kleine Dichtungen in Prosa*. Ü.: Margarete Bruns (1904) – [Auszug] aus: *Meine Lektüre*, NLB 761 (1903), Hermann Hesse an Max Bruns aus: NLB 95 (09.01.1906) – *Junge Nächte, Vom Glück, Ein altes Schifferlied, Letzte Antwort, Beziehungen, Die Riesin, Die Eulen, Den Manen Edgar Poes* aus: *Die Gedichte 1893-1908* (1909) – Max Bruns an Margarete Sieckmann aus: NLB 33 (26.05.1899) – [Auszug] aus: *Feuer* (1913) – *Sternenblick, Nachtgang auf der Milchstraße, Capriccio, Das Meer entschlummert, Vor dem Herbst, Gespenster, Der Denker, Nonnen, Der Erzieher, Rumpelstilzchen, Rapunzel, Ins Ziel, Ruhender Seehund, Mein Reich, Im Büchersaal, Nachtgesicht* aus: *Die Lieder des Abends* (1919) – *Etlichen jungen Damen* aus: NLB 2067 (1919) – *Die Uhr, Die Laute, Das Bildwerk, Die Nacht, Letzte Einsamkeit, Das alte Buch, Menschenloos* aus: *Nachtsonette* (1919) – [Auszug] aus: *Die Arche* (1919) – Aus dem Vorwort aus: Charles Baudelaire: *Die Blumen des Bösen*. Ü.: Margarete und Max Bruns (1922) – *Ständchen, Das Ungewisse, Novembernächte, Mir selbst, Abendrot, Blick in ein Heiligtum, Kreatur, Nachtlid für die Geliebte, Gastliches Lied, Stimme des Ewigen, Das Ghasel, Eine Stimme* aus: *Garten der Ghaselen* (1925) – *Terzinen vom Dichter, Westfalen-Terzinen, Terzinen von der guten alten Zeit, Terzinen an meinen Tod, Terzinen vom großen Kometen* aus: *Selige Reise* (1926) – *Magische Nacht, Nacht für Nacht, Jorina* aus: *Max Bruns. Sein Wesen und sein Werk* (1926) – *Gefallen im Weltkrieg* aus: NLB 1276 (1926) – *Wunder der Wandlung, Der*

Dichter, Lied, Der Wasserspeier, Last der Einsamkeit, An die Heimat, Die Frauen und der Dichter, Drachenhöhle, Christophorus, [Rezension] Paul Eippner: *Tiere sehen dich an* aus: *Mindener Tageblatt* v. 22.03.1929, *Blick der Tiere, Totenmaske, Letzte Frage* aus: *Durchwallte Welten* (1936) – *Casanova-Terzinen, Weihespruch für einen Scheiterhaufen* aus: NLB 1881, o. D. – *Erneuerung, Humanität, Weg der Menschheit*, [Erzieht nicht treues Volk...] aus: *Gesänge des Sehers*, NLB 809 (1936-1941) – *Hainrose weiss* aus: NLB 1981 (1940) – *Die Biene* aus: NLB 2413, [1919] – *Annette und Levin* aus: NLB 2376 (1940) – *Dichter-Beruf* aus: NLB2174 (1943) – *Gott* aus: NLB 2881, o. D. – *Stilles Gebet* aus: NLB 1983 (1945)

Bearbeiterin und Herausgeber danken Herrn Rainer Thomas, J. C. C. Bruns Verlag, für die Abdruckgenehmigung der bisher unveröffentlichten Bruns-Texte.